

**Ritterhaus-Vereinigung  
Urifon-Stäfa**

**Jahresbericht 1988**  
mit Abhandlung





*Christiane von Goethe und der kleine Sohn August. Aquarell von Heinrich Meyer um 1792. (Aus dem Besitz der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar.)*







Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

# **Jahresbericht 1988**

**mit Abhandlung**

---

Zürichsee Druckerei Stäfa

# Vorstand und Revisoren Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

## **Ehrenmitglieder**

Arnold Pünter, Zur Gerbe, 8713 Üriikon  
Arnold Egli, Im Gsteig 8, 8713 Üriikon

## **Arbeitsausschuss**

	Telefon
Andreas Pflughard, Präsident, Im Gsteig 24, 8713 Üriikon	926 26 38
Doris Röthlisberger, Vizepräs., Im Länder, 8713 Üriikon	926 29 33
Ursula Stolz, Aktuarin, Alte Landstrasse 4, 8713 Üriikon	926 10 07
Arnold Egli, Redaktion Jahrbuch, Im Gsteig 8, 8713 Üriikon	926 16 24
Fred Haab, Quästör, Seestrasse 271, 8713 Üriikon	926 15 59
Rudolf Stückelberger, Kustos, Burgstall, 8713 Üriikon	926 19 27
Susi Rahn, Mitgliederkontrolle, Im Gsteig 36, 8713 Üriikon	926 17 48
Margrit Bernauer, Betrieb, Seestrasse 56, 8712 Stäfa	926 26 67

## **Vorstand**

Dr. Hans Aeppli, Seestrasse 284, 8713 Üriikon  
Werner Blumer, Deleg. VSLZ, Alte Landstrasse 16, 8702 Zollikon  
Pfr. Roland Brendle, Eichstrasse 90, 8713 Üriikon  
Dr. Stanislaw Bukowiecki, Schwarzbachstrasse 30, 8713 Üriikon  
Dr. Max Daetwyler, Deleg. Reg.-Rat Kt. Zürich, Seestrasse 264, 8713 Üriikon  
Dr. Hans Frey, Deleg. Gemeinderat Stäfa, Seestrasse 208, 8713 Üriikon  
Otto Frey, Eichstrasse 78, 8713 Üriikon  
Ueli Gantner, Ritterhausstrasse 16, 8713 Üriikon  
Heinz Hofmänner, Im Gsteig 26, 8713 Üriikon  
Oskar Hörenberg, Alte Schmiede, 8713 Üriikon  
Pfr. Hans Juchli, Tödistrasse 3, 8712 Stäfa  
Walter Kobel, Torlenstrasse, 8713 Üriikon  
Urs Köhle, Allenbergstrasse 27, 8712 Stäfa  
Leo Strässle, Sonnenhalde, 8712 Stäfa  
Dr. J. Streuli, Weinbergstrasse 27, 8623 Wetzikon  
Dr. U. Vollenweider, Ürikerhalde, 8713 Üriikon  
Richard von der Crone, Kreuzstrasse 33, 8712 Stäfa

## **Revisoren**

Hans Hasler, Storrühl, Alte Landstrasse 31, 8713 Üriikon  
Arnold R. Pünter, Seestrasse 238, 8713 Üriikon

### *Anmeldungen für Kapelle und Ritterhaus:*

Herr und Frau E. Obrecht, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 58 81

*Sigristin:* Frau Widmer, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 28 27

*Hauswarte Ritterhaus:* Herr und Frau E. Obrecht, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 58 81



## Tätigkeitsbericht 1988

Wie jedes Jahr lag die Haupttätigkeit des Arbeitsausschusses bei der Pflege und beim Unterhalt unserer vier Gebäude. Immer wieder sind grössere und kleinere Reparaturen oder Verbesserungen notwendig. Beim Einbau der Wasserzähler im Burgstall wurde ein Leck in der Hauszuleitung entdeckt, was erhebliche Reparaturkosten nach sich zog. Im Ritterhaus konnte eine zusätzliche Dusche in der Toilette des Erdgeschosses eingebaut werden. Damit wurde einem alten Wunsch der Lagerleiter entsprochen. Trotz weiterer kleinerer und grösserer Reparaturen schloss unsere Rechnung ausgeglichen ab.

Am 24. Juli 1988 verstarb in Zürich, kurz nach seinem 99. Geburtstag, unser Gründungs- und langjähriges Vorstandsmitglied, Architekt Albert Kölla. Er restaurierte 1946 unsere Kapelle und 1954 das Ritterhaus. Beide Restaurierungen verdienen gerade wegen ihrer Beschränkung auf das Notwendigste – ein finanzielles Gebot der damaligen Zeit – unsere Bewunderung. Seither waren an beiden Bauwerken kaum grössere Reparaturen notwendig. Ein Zeichen für die fachkundige Arbeit des versierten Architekten in Zusammenarbeit mit seinen Handwerkern.

Die kantonale Denkmalpflege liess 1988 die Balken von Kapelle, Ritterhaus und Burgstall dendrochronologisch (Altersbestimmung durch Vergleich der Jahrringabstände) untersuchen. Das Resultat muss später in einem separaten Artikel gewürdigt und interpretiert werden. Immerhin lässt sich heute schon einiges feststellen:

1. Die Bäume für das Gebälk des Dachstuhles der Kapelle wurden im Winter 1480/81 geschlagen. Somit dürfte der Dachstuhl 1482/83 aufgerichtet worden sein.
2. Die Proben im Burgstall, die sowohl im Keller, in den Stockwerken wie auch im Dachstuhl genommen wurden, zeigen, dass kein Holz verwendet wurde, das vor 1491/92 geschlagen wurde. Einige Proben konnten allerdings noch nicht datiert werden. Die Jahreszahl 1492 am Kellerportal auf der Westseite stimmt mit diesem Befund überein.
3. Die Bäume für die Balken im Ritterhaus wurden in der Mehrzahl im Winter 1530/31 geschlagen. Die am Kellerportal erst anlässlich der Restaurierung von 1954 angebrachte Jahreszahl 1602 dürfte demnach nicht mehr richtig sein.

Aufgrund dieser Datierungen muss die Baugeschichte unserer Ritterhäuser nicht neu geschrieben werden, sie ist allerdings gelegentlich neu zu interpretieren und mit den Lebensdaten der Familie Wirz zu vergleichen.

Im September lud der Arbeitsausschuss wiederum zu einem ganztägigen Ausflug ein. Diesmal ging's nach Rümlang in den Chatzenrütihof, nach Oberstammheim, Waltalingen und Rheinau. Wegen der grossen Anzahl Anmeldungen – es waren gegen 100 Teilnehmer – musste die Exkursion doppelt geführt werden. An beiden Tagen herrschte ideales Reisewetter und eine fröhliche Stimmung. Das grosse Interesse an dieser Exkursion gibt dem Arbeitsausschuss den Mut, auch 1989 eine ähnliche Reise ins Zürcher Oberland durchzuführen. Wir möchten Ihnen die Vielfältigkeit unserer Gebirgsregion mit ihren Wasserkraftanlagen, Fabriken, Villen und Kleinbauernhäusern vorstellen.

Der neue Werbeprospekt brachte uns dank einem gezielten Versand durch unser Ehrenmitglied Arnold Egli – assistiert durch Susi Rahn – den erfreulichen Mitgliederzuwachs von rund 80 Personen. Beiden danke ich für ihre mühevollen Kleinarbeit, mussten doch Hunderte von Adressen geschrieben, Couverts abgefüllt und verschickt werden.

Das vorliegende Jahrbuch ist das letzte, das Arnold Egli redigiert. Als Präsident lässt man einen so versierten und kompetenten Redaktor nur ungern ziehen. Arnold Egli hat unseren Jahrbüchern während 30 Jahren sein eigenes Gepräge gegeben. Seine ausgewogene Themenwahl wurde nicht nur von unseren Mitgliedern, sondern auch von einem weiteren Interessentenkreis sehr geschätzt. Einzelne Jahrbücher wurden zu eigentlichen Bestsellern. Wenn man weiss, mit wieviel Mühe ein Redaktor oft seinen Autoren einen Artikel abbetteln oder gar abpressen muss, so ist man Arnold Egli besonders dankbar, dass er unser Jahrbuch so lange Zeit betreut hat.

Selbst schrieb er eine grosse Zahl Abhandlungen. Erinnert sei dabei nur an den spannenden Bericht über seine «Londoner Mission», worin er seine erfolgreiche Suche nach unserer Burgstalldecke im Viktoria und Albert Museum in London schildert.

Als Abschluss seiner Betreuung der Jahrbücher schenkte er uns – es ist zweifellos der Höhepunkt seiner redaktionellen Tätigkeit – 1987 und 1988 je einen Artikel über Heinrich Meyer, den Freund Goethes. Ein Stoff, der bis heute noch kaum so intensiv bearbeitet wurde und der Arnold Egli bis nach Weimar brachte, wo er die Originalquellen über den berühmten Stäfer in den Archiven bearbeitete.

Zum Schluss möchte ich allen meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Vorstand und im Arbeitsausschuss, allen guten Geistern, die für den Betrieb und den Unterhalt der Gebäude sorgen, und Ihnen, liebe Mitglieder, für ihre Treue ganz herzlich danken.

A. Pfléghard





*Heinrich Meyer – Selbstbildnis, Kreide, undatiert (1804?).*



*Foto aus «Aktion Brandschenke».*

*Haus zur «Brandschenke» in Stäfa. Hier wohnte Heinrich Meyer bei seiner Mutter.*



## Sechsvierzig Jahre in Goethes Licht und Schatten:

### Heinrich Meyer von Stäfa (1760–1832)

#### *II. Teil und Schluss*

Arnold Egli

#### **Intermezzo in Stäfa**

Nie und nirgends erhellen sich die tieferen Übereinstimmungen und Ergänzungen der beiden Freunde Goethe und Meyer so deutlich wie in den beidseitigen Vorbereitungen zu ihrem dritten Treffen in Italien, das – programmwidrig genug – in Stäfa stattfand und Goethe lediglich einen letzten Abschiedsblick vom Gotthard ins Land seiner Sehnsucht gewährte.

Zwei Jahre lang hatte Heinrich Meyer inmitten der politischen Wirren in Italien mit unendlichem Fleisse und ohne Rücksicht auf seine Gesundheit gezeichnet, gemalt, beschrieben und gesammelt, alles im Hinblick auf ihr gemeinsames Werk über Italien. Er war darob müde und krank geworden und verlangte darnach, seinem Freund und Auftraggeber die Früchte seines Tuns vorzulegen und neue Aufmunterung zu empfangen. Denn: So sicher, unentwegt und solid Meyer in seinen Studien der antiken Kunst den andern erschien, so unsicher fühlte er sich selbst. Nur Goethes Zustimmung vermochte die Wolken des Zweifels aufzulösen, welche immer wieder aus seinem bescheidenen Gemüt aufstiegen. Dabei waren seine Studien von solcher Sorgfalt, Zuverlässigkeit, umfassend im Wissen und zurückhaltend im Urteil, dass es Goethes Zustimmung gar nicht bedurfte. Es findet sich nicht der Hauch einer Spur, dass Goethe je glaubte, seine Meinung vermöchte der Qualität von Meyers Arbeit etwas hinzuzufügen. Im Gegenteil, er verehrte in seinem Freund eben diese sozusagen objektiven Qualitäten, denen er, Goethe, mit zunehmendem Alter immer mehr nachstrebte. Bei seinen unendlich reichen Anlagen bereitete ihm dies natürlich mehr Mühe als seinem eingeschränkteren Freund.

In richtiger Einschätzung der ungeheuren Fülle des Materials, welches in dem Universalwerk über Italien zu verarbeiten und darzustellen war, bestanden die Vorarbeiten von seiten Goethes in Überlegungen zur Organisation des Ganzen und zur Systematik im einzelnen. Sein Schema

für die Beschreibung der sechzig (!) italienischen Städte gedachte er auf der Hinreise an seiner Vaterstadt Frankfurt zu erproben, wo er Frau und Söhnchen seiner Mutter zuführte. Erst anschliessend wollte er sich nach Süden wenden. In seinen Briefen an Meyer klagt er mehrmals, es wolle mit seinen Arbeiten für das gemeinsame Werk nicht vorwärts gehen, dafür überrascht er seinen Freund plötzlich mit einem Beitrag aus dessen ureigenstem Gebiet: ein Versuch über die berühmte Laokoon-Gruppe, und bittet um sein Urteil. Es fiel günstig aus – nicht unverdient!

Eigentlich gab es genug gute Gründe zum Zuhausebleiben oder wenigstens zum Aufschub der Reise: Vor allem hing der Hausseggen am Frauenplan keineswegs schief, im Gegenteil! Auch Freund Schiller riet ab oder, wenn schon gereist sein müsse, zu baldiger Wiederkehr. Goethe war sich der Bedeutung Schillers für sein Leben und Werk wohl bewusst. Zwar waren die gemeinsamen «Xenien» (1796) ein Fehlschlag gewesen. Als reinigendes Gewitter gegen die üppig ins Kraut geschossenen Auch-Dichter und Literaten war's gedacht, aber statt Einsicht und Sinn für Qualität hatten sie nur Hass und Eifersucht geweckt – was die beiden Grossen ja hätten wissen können... Dagegen hatte die kürzlich erschienene Versdichtung «Hermann und Dorothea» augenblicklich den verdienten und ungeteilten Beifall aller gefunden. Auch Goethe selbst war glücklich über sein Werk.

*Eine* Feststellung ist im Zusammenhang mit dem von seiner Umgebung so unzeitig empfundenen dezidierten Reisewillen doch anzubringen: Seit Freund Meyers Weggang nach Italien besass Goethe in Weimar keinen Vertrauten mehr, dem er seine innersten Gedanken und Gefühle mitteilen konnte. Im oberen Stock, bei Meyer, hatte der zerstörte Vater jeweils Zuflucht gesucht, nur Meyers Wände hatten seine Verzweiflungsausbrüche gehört, als das ersehnte zweite Kind tot zur Welt kam, das dritte nach dreizehn, das vierte nach achtzehn Tagen gestorben war (1791/93/95).

Lag ein Fluch auf seinem Geschlecht? Für den als «Liebling der Götter» so oft Beneideten ein kaum fassbarer Gedanke und doch bedrängend vertraut: War das Problem seiner «Iphigenie» nicht der Fluch der Götter auf dem Haus der Tantaliden, und Orestes, der Bruder, in den ersten Aufführungen von ihm selbst gespielt, verstrickte er sich nicht in eben diesen ererbten Fluch? Jedenfalls lag dieser antike Gedanke Goethe näher als – wie die christlichen Weimarerinnen zu sagen beliebten – «die verdiente göttliche Strafe» für das kirchlich nicht abgesegnete «wilde Verhältnis» mit seiner Christiane.



Meyer war es wohl zur Hauptsache zugefallen, die unglückliche Mutter zu trösten. Jetzt fehlte er am Frauenplan.

Die derzeitige Eroberung von Italien durch die französischen Revolutionsheere unter Napoleon mit dem Umsturz aller Verhältnisse nahm Goethe mit Unmut und nur knapp zur Kenntnis. Er traute sich eine Italienreise auch so noch zu. Als hingegen Freund Meyer in Rom ernstlich erkrankte, riet er ihm selbst dringend zur Rückkehr in die Heimat, da er ja erfahrungsgemäss nur in der Heimat gesunden könne. Nichts wäre jetzt natürlicher gewesen, als den genesenen Meyer in Weimar zu erwarten, wohin er ohnehin verpflichtet war. Aber Goethe wollte fort, er wollte zu seinem vertrauten Freund. Kurzweg reduzierte er seine Reisepläne, setzte erst Oberitalien, schliesslich Stäfa an die Stelle von Rom – Freund Meyer mochte ihm Rom ersetzen – und betrieb seine Reisevorbereitungen weiterhin so eifrig, dass Christiane mit Grund Befürchtungen ankamen, seine Wiederkunft liege im Ungewissen.

Doch hören wir ihn selber:

G. an M. – Weimar, 8. Mai 1797

*... ich habe mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vorsezen kann:*

*Dass ich anfangs Juli hier weggehe, nach Frankfurt, mit meiner Mutter noch mancherlei zu arrangieren, und dass ich alsdann, von da aus, nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen. Ich darf Sie wohl bitten, in jenen Gegenden zu verweilen und, wenn Sie nicht tätig sein können, inzwischen zu vegetieren.*

*Sollten Sie aber Ihrer Gesundheit wegen nach der Schweiz zurückgehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffe... ich wiederhole nur kürzlich, dass es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus bewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am nächsten treffen kann.*

G. an M. – Jena, den 6. Juni 1797

*... Seitdem ich die Nachricht erhielt, dass Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wieder herstellt. Sie haben indessen noch zwei Briefe von mir erhalten... möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschliessung getroffen haben, die zu Ihrem Besten dient! Ihre Antwort ... wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Zürcher See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserem freundschaftliche Verhältnis entspringen kann, Sie einigermassen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben und die auf mich, in der Ferne, den unangenehmsten Einfluss hatten; denn noch niemals bin ich*

*von einer solchen Ungewissheit hin und her gezerrt worden, noch niemals haben meine Pläne und Entschliessungen so von Woche zu Woche variiert. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und nahe Verbundenen nicht froh, indes ich Sie einsam wusste und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.*

*Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben, was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude sein.\**

Noch errichtete Goethe ein Testament, setzte Christiane zur Nutzniesserin und August zum Erben ein. Dann reiste die «nicht ganz heilige Familie» nach Frankfurt zu Frau Aja, die sie aufs herzlichste als die Ihren empfing. Den testamentarischen Verfügungen ihres Einzigen stimmte sie offenbar vorbehaltlos zu. – Nach drei Tagen kehrten Christiane und August nach Weimar zurück, während Goethe noch einige Tage verweilte und sich dann nach Süden wandte.

Durchs Niederdorf und die Marktgasse rollte am 19. September 1797 die Chaise mit dem herzoglich weimarischen Geheimen Rat Goethe zur Limmat hinunter, rumpelte über die hölzerne Rathausbrücke zum Weinplatz und hielt vor dem Gasthaus «zum Schwert». Es war um 6 Uhr abends, und bis zur Abfahrt des Stäfner Schiffes reichte es offenbar noch zu einem Billett an Heinrich Meyer. Jedenfalls traf derselbe am Nachmittag des 20. bereits in Zürich ein, und es kam zu dem so lang ersehnten Wiedersehen.

Von Stunde an legt Meyer seine Feder zur Ruhe und überlässt das Schreiben seinem Freund. Dieser ermuntert ihn zwar, ein eigenes Tagebuch zu führen und offeriert ihm zu grösserer Bequemlichkeit seinen Sekretär zum Diktat. Für einmal entspricht Meyer Goethes Wunsch nicht. Schreiben ist nicht sein Beruf. Zeichnen und Malen sind für ihn Berufung und Freude. Wenn er in den kommenden Jahren wegen seiner einzigartigen Kenntnisse der Antiken von allen Seiten zu einer ausgedehnten und fruchtbaren Kunstschriftstellerei und Kunstrichterei

---

\* Stäfner und Üriker vermissen hier vielleicht das uns von Ernst Wiechert aus zutiefst dankbarem Herzen wieder nahegebrachte Goethewort: «Mir ist wohl, dass ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist, habe ich da doch immer einen Zufluchtsort.»

Leider wäre dieses Wort von 1776 anno 1797 völlig fehl am Platz: Goethe wollte zu seinem Freund, wo immer er sich befand. Über die Schweiz lieferte er in eben diesem Jahr für Schillers «Horen» einen zwanzigjährigen Ladenhüter aus der Wertherzeit, wo sich der junge Herr über die armselige Schweizer Freiheit in einer Weise mokiert, wie es bei einem genialisch spottsüchtigen Springinsfeld angehen mochte, für den reifen Mann von 1797 völlig ungehörig war. Immerhin zeigt der Erguss das abgründige Unverständnis nördlich des Rheins für den Unabhängigkeitssinn der Alpenbewohner – auch bei Goethe!



gedrängt, ja genötigt wird, macht ihn dies keineswegs glücklich, auch nicht stolz, dazu fehlt ja jegliche Anlage. Erst zwanzig Jahre später, in seiner kurzen Selbstdarstellung von 1817 an den Maler Vogel in Zürich, wird er über diese «Ablenkungen» bewegliche Klage führen.

Trotzdem existieren über das Stäfner Treffen der beiden Freunde *zwei* Berichte: Goethes Schreiber, *J.J. Ludwig Geist*, dachte wohl, was für den Herrn gut sei, sei dem Diener billig, und verfasste ein eigenes «Tagebuch einer Reise durch die Schweiz», um einiges länger als dasjenige seines Herrn und aus durchaus eigener Perspektive. Goethes Namen nennt er nur einmal, beiläufig, dies war seine kleine Rache, denn Goethe erwähnt ihn überhaupt nicht; dabei war er mit seinen Diensten sehr zufrieden.

Am 21. September also, morgens gegen 8 Uhr, fahren die drei bei schönstem Wetter dem rechten Ufer entlang den See hinauf. In der kleinen Haab der «Schipf» zu Herrliberg legte man an, um den jungen Hans Caspar Escher zu begrüßen, der sich mit Meyer in Italien mehrmals getroffen hatte. In seinem Auftrag hatte der junge Architekt etliche Renaissance-Möbel abgezeichnet, welche Meyer fürs Goethe-Haus in Weimar nachzubilden beabsichtigte. Auch waren Escher und Meyer von Florenz aus zusammen heimgeleitet. Die Ankunft in Stäfa verzog sich so bis in den Abend. Für Goethe waren in der «Krone» an der alten Landstrasse – heute «Alte Krone» an der Goethestrasse – zwei Zimmer reserviert. Meyer wohnte bei seiner Mutter in der «Brandschenke».\*

Am 22. September, einem trüben Tag, setzten sich die beiden Freunde unverweilt an die Arbeit, durchgingen und diskutierten die Kunstwerke, welche Meyer mitgebracht oder abgezeichnet hatte. Abends reichte es noch zu einem grösseren Spaziergang durch die Gemeinde, doch hebt Goethe sich den entscheidenden Tagebucheintrag für später auf. Am nächsten Tag stellen sich bekannte Gäste ein: Der Maler und Porträtist *Felix Maria Diogg* aus Urseren und *Bannerherr Zwickly* aus Glarus. Dieser war mit Stäfa sehr verbunden und hatte während des Stäfner Handels 1795 bei seiner Regierung eine – leider vergebliche – Intervention zugunsten der Stäfner Patrioten riskiert.

---

\* Die «Alte Krone» mit der Goethe-Tafel konnte vor einigen Jahren mit dem grossen Vermächtnis eines Amerika-Stäfners unter Beibehaltung der alten Bausubstanz im Äusseren restauriert, im Innern modernisiert werden. Die «Brandschenke», eines der gediegensten Weinbauernhäuser am See, musste sich auch äusserlich modernisieren lassen, nicht zu ihrem Vorteil. Ein Appell an die Öffentlichkeit fand leider nicht das erhoffte Echo. – Die aufopfernden Bemühungen von Ulrich Gut-Schweizer retteten, was zu retten war, aber das Gesicht des charaktervollen Baus war dahin.

Zweifellos wird politisiert, denn der gerechte und fromme Bodmer liegt noch in Zürich im Gefängnis, der verbannte Memorial-Schreiber Nehracher weilt im Elsass, auf den Tod krank, und der geistige Führer, Chirurgus Pfenninger, ebenfalls verbannt, verzweifelt vor Heimweh und Sorge um seine zahlreiche Familie. In Goethes erstem Brief von Stäfa vom 25. September kommt dies zur Sprache: «... die öffentlichen Angelegenheiten sehen in diesem Lande wunderbarlich aus. Da ein Teil der grossen Masse schon völlig demokratisch regiert wird – er meint die Landsgemeindekantone – so haben die Untertanen der mehr oder weniger aristokratischen Kantone an ihren Nachbarn schon ein Beispiel dessen, was jetzt der allgemeine Wunsch des Volkes ist; an vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Über all dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen ... die Lage ist äusserst gefährlich... selbst für die ruhige Schweiz...»

Treffender, knapper und, fügen wir bei, unbeteiligter, hätte man die Sachlage nicht darstellen können; einzig die «Furcht vor den Franzosen» wäre bei den zahlreichen Opfern des Stäfner Handels durch «Hoffnung auf die Franzosen» zu ersetzen gewesen. Von Meyer, mit Verwandten in beiden Lagern, verlautet nichts... Man darf die Behauptung wagen, dass eine schlecht ergänzte Nase einer Pallas Athene ihn weit mehr berührte.

Sonntag, 24. September, fuhr man auf die Ufenau. Das Wetter bessert sich, ein strahlender Herbsttag folgt dem andern – Goethe leidet es nicht mehr im Hause. Um eine Rechtfertigung, die vorgenommene Arbeit zu verlassen, ist er nicht verlegen: «... übermorgen denke ich mit Professor Meyer eine kleine Gebirgsreise anzutreten. Man kann sich nicht verwehren, wenn man so nahe ist, sich wieder unter diese ungeheuren Naturphänomene zu begeben...» schreibt er am 25. September.

*Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?  
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,  
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,  
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut;  
Kennst du ihn wohl?*

(Mignon)

Am 28. geht die Reise los, über Richterswil, Schindellegi, Einsiedeln, durchs Alptal nach Schwyz und Brunnen, wo sie sich einschiffen. Dem mitreisenden Sekretär Geist wird eifrig diktiert, wobei die Vielfalt und Vielzahl der Beobachtungen den Geist von Herrn Geist erheblich strapaziert haben dürfte! Nichts entgeht Goethes Auge, nichts lässt er sich entgehen: Die auffällige Versammlung von Schwalben auf einer Weide bei Flüelen, der südliche Einschlag in den Altdorfer Bauten, der Zoccoli-Rhythmus der Mädchen auf dem Altdorfer Pflaster, der wie Kastagnet-



ten töne... man kommt nicht darum herum, ein solches Reiseerlebnis mit heutigem Reisen zu vergleichen... Beim Aufstieg zur Gotthardpasshöhe, Gipfel nennt es Goethe, erscheint zwischen «abgewittertem Felsen» und «glatten Granitwänden» eine rätselhafte Bemerkung: *Ultramarin zu 30 Scudi*. Hier dürfte es sich um den einzigen erkennbaren Beitrag unseres Freundes Meyer zu Goethes Reisebericht handeln: Ultramarin war eine teure Farbe, zumal für ein dünnes Malerportemonnaie. Angesichts der Überfülle von Ultramarin im strahlend blauen Gotthardhimmel dürfte Meyer weh- oder übermütig ausgerufen haben: So viel Blau, Ultramarin zu 30 Scudi! Man darf nicht vergessen, dass Meyer zehn Jahre jünger war als Goethe, auch sein Humor mehrfach bezeugt ist.

Der Bericht des Herrn Ministers rapportiert nur den Preis, den aktuellen, versteht sich, direkt vom Fachmann und Italienheimkehrer Meyer. Für Gefühle ist in seinem gegenwärtigen «kritischen Realismus» kein Platz. Am liebsten wäre dem zukünftigen Autor einer Farbenlehre die wissenschaftliche Bestimmung der Farbnuance innerhalb der 53 Blaunummern des Cyanometers, aber er hat es nicht dabei und sich deswegen schon im Alptal mit der Bezeichnung «Ultramarin-Asche» begnügen müssen.

Am 3. Oktober trägt man sich ins Stammbuch des Gotthardhospizes ein und tauscht mit Pater Lorenz Erinnerungen. Für Goethe sind es Jugenderinnerungen, da er der geliebten Lili hatte entfliehen wollen und auf dem Gotthard umgekehrt war. Damals war er zwanzig Jahre jünger gewesen. Dann begann die Rückreise. Durch all die zahlreichen geologischen und mineralogischen Beobachtungen hindurch spürt man, wie die Bergriesen und Felswände – das Ungeheure nennt er es in der Schöllenen – den einstigen Dichter des Prometheus immer noch beglücken.

Sonntag, den 8. Oktober, traf man über Baar-Horgen wieder in Stäfa ein. Am nächsten Morgen schon wird mit der Reinschrift der umfangreichen Reisenotizen begonnen und – Tschudis Schweizer Chronik\* auf die Tellgeschichte hin konsultiert.

Im nächsten Brief an Schiller (14. Okt.) schildert Goethe dem Freunde sein inneres und äusseres Wohlbefinden und vertraut ihm seinen neuesten Plan an: *«Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen vertraue, dass sich... ein poetischer Stoff hervorgetan hat, der mir viel Zutrauen einflösst? Ich bin fast überzeugt, dass die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen...»*

---

\* Vermutlich handelt es sich um das noch vorhandene Exemplar der ca. 1793 gegründeten Lesegesellschaft Stäfa. Der Schreibende hat die Befreiungsgeschichte daselbst mit der Hoffnung auf Goethesche Marginalien untersucht – leider vergebens.

Uns ist Heil widerfahren: Goethe stand durchaus nicht auf der Seite Wilhelm Tells. Er empfand Gessler als einen Tyrannen von der «gemütlicheren Sorte» (!) Im Hinblick auf eine «Achilleis», welche ihn an die Seite Vergils gestellt hätte, überliess er den bescheideneren Tell-Stoff Freund Schiller, der für die mittelalterlichen Schwurgenossenschaften über die Jahrhunderte weg ein geniales Verständnis bewies.

Während ihrer Reisetage dürfte die sehnlichst erwartete «Aldobrandinische Hochzeit» eingetroffen sein, über deren Entstehung und Transportschwierigkeiten im Briefwechsel seit Monaten intensiv verhandelt wurde. Es handelte sich um Meyers Kopie eines anno 1606 in den ehemaligen Gärten des Mäkenas in Rom aufgefundenen grossen Wandgemäldes, nebst der «Alexanderschlacht» das beste noch erhaltene Zeugnis antiker Malkunst. In monatelanger Arbeit hatte Meyer dies Bild mit der ihm eigenen Sorgfalt kopiert. Via Stäfa gelangte es 1797 nach Weimar, wo es an der Längswand des Juno-Zimmers einen Hauptschmuck des Goethehauses ausmacht. Die Farben sind zart, fast duftig, doch ist nicht mehr auszumachen, ob dies mehr der Altersbleiche des sicher einst kräftigen Originals oder der Aquarellfarbe oder Meyers Zurückhaltung zuzuschreiben ist.

In den nächsten Tagen, da es zeitweise regnet, werden die Antikenstudien fortgesetzt, Mineralien und Kunstwerke eingepackt und Stäfa nochmals genauestens in Augenschein genommen. Das Resultat wird, etwas zufällig, unter dem Datum des 8. Oktobers (Rückkehrtag von der Gotthardreise) im Tagebuch festgehalten: selbstverständlich gemäss Schema.

*«Stäfa. – Lage desselben am See, fast eine Stunde lang. Häuser durch die Besitzungen getrennt. Cultur im höchsten Grade. Einige Landbuchten vom See herein mit fruchtbarem Erdreich gegen die Hügel, die Hügel selbst fruchtbar. Beschreibung der Aussicht vom Balkon meines Zimmers. Links die Strasse durch den Ort, an der andern Seite derselben mit Mauer erhöhter Weingarten und Brunnen, weiter in eine artige Hecke eingezäunte Besitztümer, Feld mit gelben Rüben; keimende neue Saat, bestellte Flecken, umgegrabene Flecke, schwarzer Boden, Rübenfeld. Häuser zwischen Baumstücken am Fusse der Hügel, Wiesenflächen, Weinberge den Hügel hinauf, oberwärts neue Anlagen geteilter Gemeindegüter und besser genutzter Privatgüter. Ostwärts Kirchenhügel, mit Wein, Feldbau, Fruchtbäumen, Häusern und der Kirche. Im Hintergrund kahle Berge um den Wallenstädter See. Rechte Seite der Strasse: Hausgarten, Weingarten des Nachbars, Haus des Nachbars, das die Aussicht unterbricht, weiter rechts südwärts hinter dem Hausgarten und Weingarten des Nachbars gegen Mittag und Südwest ununterbrochene Wiesen, dicht mit Fruchtbäumen besetzt, bis an den See hinunter. Die Fläche des Sees und das jenseitige Ufer, heitere Ortschaften daran hingezogen und bis an die steilen Höhen die Abhänge so*



*viel als möglich genutzt. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz jetzt schon stark beschneit, da die ganze untere Landschaft noch vollkommen grün ist, und kaum einige Bäume durch rote und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was man sonst vom Ökonomen wünschen hört, das sieht man hier vor Augen, den höchsten Grad von Cultur mit einer gewissen mässigen Wohlhabenheit. Man kann wohl sagen: Es ist keine Hütte hier am Ort, alles Häuser und meist grosse Gebäude, die aber anzeigen, dass ein Landwirt darinnen wohnt.»*

Am 21. Oktober wurde die Heimreise angetreten, am 26. verliessen sie Zürich, und Anfang November trafen die drei, Goethe, Meyer und Sekretär L. Geist, in Weimar ein.

### «Der Geist von Weimar»

In den Jahren 1788–1805, d. i. von Goethes Rückkehr aus Italien und Meyers Eintreffen in Weimar bis zu Schillers Tod, können wir fast sichtbarlich der Geburt des «Geistes von Weimar» beiwohnen, jenes Geistes, der

- *die deutsche Klassik geschaffen,*
- *der ersten deutschen Republik zu Gevatter gestanden (1919) und*
- *einem zukünftigen, in Freundschaft vereinten Europa seine Hymne geschenkt hat.*

Zunächst ging es den beiden Freunden ja darum, ihrer in Italien gewonnenen klassischen Kunstauffassung nördlich der Alpen eine Heim- und Pflanzstätte zu schaffen, stark genug, um dem leichtgeschürzten Rokoko den Abschied zu geben sowie der sich vordrängenden Romantik die Stirne zu bieten. Manche diesbezügliche Abhandlung in seinen «Propyläen» und andern Zeitschriften zeichnete Goethe schlicht mit WKF (Weimarer Kunstfreunde). Damit ward die klassische Kunst mit Weimars Namen verknüpft, bis heute. Von Politik war nie die Rede. Politik empfanden die beiden Unpolitischen als störend, auch unnützlich: Sie versprachen sich nichts davon.

Als Schiller zu ihnen stiess und den «Göttern Griechenlands» stürmisch huldigte, nahm man seine Unterstützung gerne an, keiner der beiden andern besass Schillers hinreissende Überzeugungskraft. Mit ihm kam ein neues Element in den Geist von Weimar: die Verherrlichung der *Freiheit*, hochpolitisch und brennend aktuell, bei Schiller jedoch von so edler Gesinnung und künstlerischer Gestaltungskraft getragen, dass man

vor allem die Bereicherung empfand. Das Ehrenbürgerrecht der blutbefleckten französischen Republik für «Mr. Giller, publiciste allemand», schreckte offenbar niemanden auf; man tat es als Kuriosität ab, um so mehr, als die Köpfe der Unterzeichneten, Dantons und Rolands, beim Eintreffen des Dokumentes bereits unter der Guillotine gefallen waren.

Ganz anders hundert Jahre später: Als die erste deutsche Republik, 1919, traditionslos wie sie war, nach einer geistigen Orientierung suchte, fand sie, ja beschwor sie den «Geist von Weimar» als Gegensatz zum preussischen «Kadavergehorsam», der die Katastrophe über Deutschland gebracht habe. Der unpolitische Ursprung dieses Geistes, klassische Kunst und Antike, ward weniger beachtet, aber Goethes Humanität und Schillers Freiheitsgeist, jene in der «Iphigenie», dieser im «Wilhelm Tell», tief zu erleben, wurden zum tragenden geistigen Fundament des neuen Staates erklärt. In Weimar trat die verfassunggebende Nationalversammlung zusammen, und als «*Weimarer Republik*» ging ihre Schöpfung in die Geschichte ein.

Ein halbes Jahrhundert und einen Weltkrieg später kam der «Geist von Weimar» zum dritten und wohl letzten Mal zu – wiederum politischen! – Ehren. Im neugeschaffenen Europarat zu Strassburg, in welchem die Hoffnung und Verheissung einer friedlichen europäischen Zukunft offizielle Form annahm, suchte man zur Europa-Fahne eine Europa-Hymne. Man fand sie: Friedrich Schillers «Lied an die Freude», vertont von Beethoven. Sie erklingt heute, wo es um Europa geht.

*«Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium,  
Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.  
Deine Zauber binden wieder, Was die Mode streng geteilt,  
Alle Menschen werden Brüder,  
Wo dein sanfter Flügel weilt.»*

«Wess' das Herz voll ist, dess' geht der Mund über.» Dem konnte auch Goethe sich nicht entziehen, noch wollte er es: War ein volles Herz nicht das beste, weil natürlichste Überzeugungsmittel? – Ein volles Herz hatte er, übervoll, als er aus Italien heimkehrte, und entschlossen war er, seine «echten italienischen Freuden» den Zuhausegebliebenen mitzuteilen und sie daran teilhaben zu lassen. Manch kunstliebender Besucher mag so unvermutet zu einer Sternstunde gekommen sein, wenn Goethe ihm von Italien erzählte, seine Juno, seinen Zeus vorzeigte. Selbst einem Kunstbanausen musste es aufdämmern, dass diesem Mann in Italien etwas widerfahren war, was weit grösser war als er selbst, dass er durch Türen gegangen, die ihm, dem Besucher, verschlossen blieben. «Er ist für

Weimar nicht mehr zu gebrauchen», resümierte Frau v. Stein ihre Eindrücke.

Anders die Herzogin-Mutter *Anna Amalia*. Sie, die ihre beiden Söhne dem weltgewandten Dichter Wieland zur Erziehung anvertraut und den geistvollen J. G. Herder in ihren Kreis gezogen hatte, sie dürfte leichtlich die aufmerksamste und verständnisvollste ZuhörerIn für Goethes Italien-erlebnisse gewesen sein. Jedenfalls begegnen wir ihr schon im folgenden Jahr in Italien, mit Gefolge und in Begleitung von Herder, ihrem Kirchenpräsidenten. Beide treffen sich mit Meyer, und beide sind sie von ihm entzückt. Jedenfalls stand seiner Berufung nach Weimar nichts mehr im Wege, als Meyer diese sozusagen unwillkürlich selbst auslöste (s. Jahrbuch 1987). Im November 1791 traf Meyer in Weimar ein.

Wie zwanglos und natürlich Freund Meyer sich als Hausgenosse in Goethes Familienhaushalt einfügte, schildert anschaulich der befreundete K. A. Boettiger, Archäologe und Gymnasialdirektor:

«Nichts ist einfacher als Goethes jetzige Häuslichkeit. Abends sitzt er in einer wohlgeheizten Stube, eine weiße Fuhrmannsmütze auf dem Kopf, ein Moltumjäckchen und lange Flauschpantalons an, in niedergetretenen Pantoffeln und herabhängenden Strümpfen im Lehnstuhl, während sein kleiner Junge auf seinen Knien schaukelt. In einem Winkel sitzt schweigend und meditierend der Maler Meyer, auf der andern Seite die Dame Volpia mit dem Strickstrumpf. Dies ist die Familien-*gruppe*.»

Jetzt erst nahm die klassische Kunstrichtung in Weimar sichtbare Gestalt an:

Schon im März legte man den Grundstein zum *Römischen Haus*, das von hoher Altane über die Ilm und ihre Auen zu Goethes Gartenhaus hinüberblickt. Zu dessen Ausschmückung malte Meyer einen Musentanz und einen Genius des Ruhms (nach Giulio Romano/Carracci).

«Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,  
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,  
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an...» (Mignon)

Meyer leitete den Umbau von Goethes Haus am Frauenplan *all'italiana* und schuf für seines Freundes römische Schätze das ihnen zukommende Ambiente, mehr, er gab ihnen eine neue Heimat, nördlich der Alpen, in Weimar. Natürlich wurde er beim sich seit Jahren hinziehenden Neubau des 1774 abgebrannten Herzogsschlosses als Berater und Kunstmaler zugezogen. – Er wurde Lehrer und Professor an der seit 1774 bestehenden freien Weimarer Zeichenakademie, der einzigen Deutschlands. Wieviel Klassik er in die noch dem Rokoko verhaftete Schule



einbringen konnte, ist nicht mehr auszumachen, doch dürfte der lebenswürdige Direktor Kraus kein Ansinnen auf Linientreue gestellt haben, er hätte von Meyer das Unmögliche verlangt!

Als Goethe seinen Freund 1792 in die Weimarer Gelehrte Gesellschaft einführte, wurde dessen grosses Gemälde «Oedipus und die Sphinx» vorgestellt, «colorirt in Übereinstimmung mit den neuesten prismatischen Versuchen des Herrn Geheimrats». Zu jener Zeit war Goethes Farbenlehre ein Hauptgegenstand ihrer Gespräche, wobei Meyer all sein Fachwissen als Maler zur Verfügung stellte. Seine Beiträge dürften die unbestrittensten des vielschichtigen Werkes sein. Dass der Sieg über Newtons Farbenlehre nicht erreicht wurde, lag nicht an ihm, sondern an Goethes philosophisch-künstlerischem Konzept, welches die Grenzen der exakten Naturwissenschaften von vornherein überschritt.\*

Goethes systematischen Versuchen im Reiche der Insekten wie auch der Pflanzen – da war Meyer vermutlich jeweils erster Zuhörer – erging es nicht besser\*\*; aber pikanterweise führte eben seine «grenzüberschreitende» Idee der Urpflanze zum entscheidenden Gespräch mit Schiller, den er sich bisher sachte ferngehalten hatte. Dessen genialer Brief an Goethe, vier Wochen später, legte den Grundstein zur lebenslangen Freundschaft der beiden Ungleichen. Treffpunkte, offenbar ausreichende, waren ihrer beider Glaube an den Menschen und die beidseitige geistige Grösse.

In Schillers Werbung um Goethe war es seiner Hellsicht sehr bewusst, dass es nicht in Frage kam, sich in die Intimität des Vertrauensverhältnisses Goethe – Meyer zu drängen. Worum es ihm ging und gehen durfte, steht im Schlussvers seiner Ballade von den zwei Freunden:

*«Ich sei, gewährt mir meine Bitte,  
In eurem Bunde der Dritte»,*

sagt Dionys, der Tyrann.

Für Goethe war es erstes Anliegen, Schiller mit seinem Hausgenossen und Vertrauten bekannt zu machen. Dies fiel weiter nicht schwer, denn

---

\* Dies hinderte nicht, dass Goethes grenzüberschreitende Farbenlehre sich zumindest im Kunstunterricht als fruchtbare Arbeitshypothese erwiesen hat. Beweis: die Rudolf Steiner-Schulen, deren anerkannter Kunstunterricht sich entschieden auf Goethe stützt. (Goethes «Musiklücke» hat Rudolf Steiner selbst im gleichen Sinne auszufüllen verstanden.)

\*\* Dies änderte später: «Goethe hatte darin unrecht, seine Abhandlung (Metamorphose der Pflanzen) fast ein Jahrhundert zu früh erscheinen zu lassen, bevor es Botaniker gab, die sie zu studieren und zu verstehen fähig waren» A. G. St. Hilaire.

wo hätte der gelernte Militärmedikus seine «klassische Lücke» besser ausfüllen können als bei Meyer, an der Quelle? Meyer war beglückt und liess sich von Schiller bereden, ins erste Heft von dessen Zeitschrift «Horen» einen gewichtigen Beitrag «*Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst*» beizusteuern.

Erstmals finden sich die drei Namen *Schiller – Goethe – Meyer* im selben Autorenverzeichnis. Es war ein Wechsel auf die Zukunft, und Schiller durfte sich mit Fug das Verdienst zuschreiben. Er war eben nicht nur der Sänger der Freundschaft, sondern in höchstem Masse selbst freundschaftsfähig: Sein Lobpreis der Freundschaft entstammt nicht nur deren Idee, sondern tiefstem persönlichem Erleben seiner zu verschiedenen Zeiten gefährdeten Existenz. «Schiller zog alle an», bemerkt Goethe einmal in einem beiläufigen, für ihn selber nachteiligen Vergleich.

Das beherrschende Thema seiner beiden neuen Freunde – ihr Italienenerlebnis – blieb Schiller vermöge seiner Genialität nicht ganz verschlossen. Er traute sich in dieser Richtung auch etliches zu, wie manche seiner grossen Gedichte beweisen. Sein grossartigster Versuch allerdings, auf seinem ureigensten, dem dramatischen Felde, «*Die Braut von Messina*» wirkt heute bloss gegenüber seinen blutvollen Werken, wo es um Freiheit geht. – Er selber sah dies anders: «Zum ersten Mal bekam ich den Eindruck einer wahren Tragödie», schrieb er nach der Erstaufführung in Weimar an seinen Freund Körner. Auch das Publikum war tief beeindruckt, die Jenenser Studenten brachten ein Vivat auf den Dichter aus, «welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm» und ihnen herzogliche Schelte eintrug.

Wer von uns wollte sich herausnehmen abzustreiten, dass Schiller mit der «*Braut*» der Anschluss an Äschylus und Sophokles gelungen war? Die Seltenheit ihrer heutigen Aufführung hat möglicherweise mehr mit unsern Schauspielern und mit uns zu tun...

Mit Goethe, Schiller und Meyer waren die *Elemente* für den zukünftigen «Geist von Weimar» zur Hauptsache beisammen, aber mehr war zu dieser Zeit – 1795 – weder erreicht, noch beabsichtigt, insofern jeder der Drei doch vorwiegend sich selber lebte. Lediglich bei Goethe und Meyer war man sich gewohnt, dass in Kunstfragen der eine auch für den andern sprach; daher Goethes Erfindung der «*Weimarer Kunstfreunde*»: Jede persönliche Unterschrift wäre zum guten Teil unwahr gewesen.

Wenn, wie erwähnt, für den zukünftigen «Geist von Weimar» damals erst die Möglichkeit geschaffen war, ohne dass jemand dies als Ziel ins Auge gefasst hatte, so war anderseits das *Zusammentreffen der Elemente*

keineswegs zufällig, sondern das Resultat eines sehr zielbewussten Strebens:

Herzogin Mutter *Anna Amalia* hatte nach nur zweijähriger Ehe ihren Gatten verloren und war Regentin geworden. Geistig interessiert und musisch begabt – sie schrieb u. a. die Musik zu Goethes Singspiel «Erwin und Elvira» – sah sie sich nicht nur als Regentin und Landesmutter, sondern zudem als «Herrscherin» eines Musenhofes, den sie in Weimar zu versammeln gedachte.

Begonnen hatte es mit der Berufung Wielands zum Prinzenenerzieher 1772, dann kam Goethe 1775, er zog Herder nach, dann – nach Italien – unsern Heinrich Meyer, und schliesslich kam, voll Tatendrang, Friedrich Schiller, der Dichter der «Räuber», jenes fulminanten Stückes, welches wider alle «edle Einfach und stille Grösse» die Leute hinriss, so dass Goethe sogar um die Klassiktreue seines Freundes Meyer bange wurde! Schliesslich waren Schiller und Meyer nahe Altersgenossen, beide zehn Jahre jünger als Goethe. – Die Bange war unnötig.

Es versteht sich, dass dem Musenkreis noch eine ganze Reihe minder bedeutender, aber nicht unwichtiger Geister angehörten, dazu als Gäste zeitweilig die Humboldts, die Körners u. a. m. Selbst der grosse Einsame von Königsberg, der eben die philosophische Welt aus den Angeln gehoben hatte, war im Weimarer Kreis vertreten, durch Schiller, allerdings künstlerisch-goethisch gemässigt oder «verfremdet», wie es im modernen Kunstjargon nicht unzutreffend heisst, aber immerhin entschiedener Kantianer.

Mit weiblichem Geschick, Geduld und landesmütterlicher Autorität sammelte Herzogin Anna Amalia ihren Musenkranz und – machte Weimar zum geistig-künstlerischen Mittelpunkt Deutschlands.

Wie unabhängig im Denken, wie frei von Selbstgefälligkeit diese Tochter von Friedrichs des Grossen Schwester war, konnte man im grossen Saal ihres Wittumpalais sehen: Kein marmorner Musenkranz mit ihrem Bildnis inmitten, allein zugelassen waren Voltaire und Rousseau: Franzosen! – Europäer – Menschen... Anna Amalia war in Wahrheit die Mutter des «Geistes von Weimar». Ihr ward das doppelte Glück, dessen entscheidendes Jahrzehnt von 1795 bis zu Schillers Tod noch zu erleben und Sohn und Schwiegertochter ihr geistiges Erbe mit Eifer weiter pflegen zu sehen. Sie starb 1806.

Für Goethes Verhältnis zu Schiller spielte es nun eine Rolle, dass Meyers erneuter Italienaufenthalt fällig wurde, als weitere planmässige Vorbereitung ihres grossen Werkes über Italien. Zwar ging ein lebhafter Briefwechsel hin und her, aber als Gesprächspartner fiel Meyer doch für



zwei Jahre aus, was das Verhältnis von Goethe und Schiller entsprechend vertrauter werden liess.

Ihr nächstes, nun echt gemeinsames Werk waren die schon erwähnten «Xenien», ein Bündel ziemlich aggressiver Zweizeiler, mit denen die beiden ihrem Ärger über das oft ungnädige Echo auf die «Horen» sowohl als auch die seichte literarische Massenproduktion der Zeit Luft machten. Sie lobten auch, spärlich zwar; ihres in Italien weilenden Freundes gedachten sie höchst ehrenvoll in zwei Xenien.

Nr. 113. *Der treue Spiegel.*

*«Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge  
Näher, so seh' ich die Welt, x x x, wenn Du sie beschreibst.»*

Meyers ruhige, unvoreingenommene Betrachtung der Dinge war bekannt und zweifellos mit ein Grund, dass sein Urteil allgemein geschätzt, ja gesucht wurde. Dazu Meyer selbst in einem Brief an Horner in Zürich: *«Ich habe von Gott Gnade erhalten, auf meine Meinungen keinen ausserordentlichen Wert zu legen, bedenkend, dass die Welt gleichwohl bestehen wird und kann, wenn sie sich auch schon nicht darnach einrichtet, und hierin glaube ich vor vielen, übrigens wackern und guten Leuten, einen Vorzug zu haben...»*

Das zweite: *«Der griechische Genius» (an Meyer in Italien)*

*«Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,  
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.»*

Welche höhere Anerkennung kann einem Kunstfreund widerfahren, als dass man ihm bezeugt, durch all seine in Jahren erworbenen Detailkenntnisse hindurch spreche immer noch der Geist der Kunstwerke zu ihm! Und die ihm dies bezeugten, waren nicht irgendwer, sondern Schiller und Goethe vereint!

Zu dieser Zeit schrieb Goethe seinen «Wilhelm Meister», sandte Kapitel um Kapitel nach seinem Entstehen an Schiller, um sein Urteil bittend! Dies war ein Novum und sagt mehr als tausend Worte über Goethes Wertschätzung des so andersgearteten Freundes. Schiller seinerseits sah mit steigender Bewunderung, wie Goethe seinen «Helden» mit leichter Hand durch die verschiedensten Lebensbereiche führte, ihn die vielfältigsten Erfahrungen machen und so langsam zum Mann erwachsen liess. – Seine ungekünstelte Begeisterung, oft schlagend begründet, nebst scharfsinnigen Einwänden, hatten eine spürbar belebende Wirkung auf den damals sehr zurückhaltenden und in mancher Hinsicht enttäuschten Dichter. Schiller habe ihm zu einer zweiten Jugend verhol-

fen, äussert Goethe sich später. Entsprechende Mitteilungen gingen unverzüglich nach Rom, zu Freund Meyer.

Der «Wilhelm Meister» musste notwendig zu ausgiebigen Theaterdiskussionen führen. Goethe, seit einigen Jahren Direktor des Weimarer Hoftheaters, lag da verschiedenes schwer auf, und in Schiller erspürte er den Mann, der diese Probleme zu lösen imstande war. Schon beim ersten längeren Gespräch bat er Schiller, sich seines «Egmont» anzunehmen. Goethe selbst hielt grosse Stücke darauf, aber die Aufnahme war seinerzeit selbst bei Freunden eher lau gewesen, an eine Aufführung war nicht zu denken. Schiller sagte zu, doch blieb die Sache liegen. Zwei Jahre später, als der grosse Schauspieler *Iffland* für ein Gastspiel in Weimar gewonnen wurde, erneuerte Goethe seine Bitte, und Schiller schrieb innert kürzester Frist eine Bühnenfassung, die mit Iffland als Hauptdarsteller erfolgreich über die Bretter ging. Mit der «Wallenstein»-Trilogie, an deren Entstehen Goethe lebhaften Anteil nahm, wurde das Weimarer Hoftheater zur grossen Bühne. Kurz zuvor hatte Goethe sein Stäfner Intermezzo absolviert und war mit Meyer nach Weimar zurückgekehrt.

Der nächste «Stolperstein» des Theaterdirektors war «Nathan der Weise», ein Hohelied auf religiöse Duldung, wie sie dem Verfasser Lessing, aber auch Goethe, Schiller und noch vielen am Herzen lag; doch in seiner Originalfassung war es ein Lesedrama. Schiller war lange im Zweifel, ob und wie dies Problem zu lösen sei. Sein erster Entwurf wurde von den «Weimarer Kunstfreunden» (lies: Goethe und Meyer) als allzu verfremdend empfunden, wenngleich sie die Bühnenwirkung zugestanden. In langen Gesprächen, man mag von zähen Verhandlungen sprechen, einigten sich die drei auf eine Bühnenfassung, welche dem Gedankengut Lessings nicht über Gebühr Gewalt antat. Der Erfolg der Aufführung war zufriedenstellend. – Für die drei war das Problem damit nicht gelöst. Aufgrund der Bühnenerfahrungen erarbeiteten sie eine zweite, dann eine dritte Fassung, welche noch lessingtreu und doch bühnengerecht war. Der «Nathan» wurde darauf eines der meistgespielten Schauspiele bis in unsere Tage. Es ist unschwer zu erraten, wer sich die anfänglich unvereinbaren Standpunkte der beiden Grossen ruhig anhörte, die Wogen glättete und Vermittlungsvorschläge machte: Wer anders als unser Heinrich Meyer!

Für die «Jungfrau von Orléans», die «Braut von Messina», «Maria Stuart» und «Macbeth» dürfte Meyer nicht bemüht worden sein. Hingegen bei Schillers letztem grossen Schauspiel, dem «*Wilhelm Tell*», war er von Anfang an und gewissermassen von Hause aus dabei. Anlässlich der gemeinsamen Wanderung mit Goethe auf den Gotthard war das Thema





*Heinrich Meyer, 2 Skizzen zu Kostümen und Bühnenbildern für «Wilhelm Tell» – 1804.*





*Legenden zu Falttafel*

*Aldobrandinische Hochzeit – Kopie des Römischen Wandgemäldes im Vatikan, von Heinrich Meyer – Weimar, Goethehaus.*

*Foto: Nat. Forschungs- und Gedenkstätten Weimar / U. Gantner, repro.*

*Rundfries im Herzogin-Luise-Zimmer im Schloss zu Weimar, von Heinrich Meyer.*

*Foto: Staatl. Kunstsammlungen zu Weimar, Graphisches Kabinett / U. Gantner, repro.*

aufgekommen. Die massgebende Dokumentation, Aegidius Tschudis «Chronicon Helveticum» beschaffte Meyer zweifellos aus den Beständen der Stäfner Lesegesellschaft. Gemeinsam besprachen sie den Text im Hinblick auf Goethes Plan eines Versepos in Hexametern, wozu das glückliche Gelingen von «Hermann und Dorothea» geradezu einlud. Wo es ums Lokalkolorit ging, war der Schweizer Meyer der gegebene Gewährsmann. Dies blieb er, auch als Goethe den «Tell» an Schiller abtrat und dem Freund seine gesamten Kenntnisse von Land und Volk der Schweiz zur Verfügung stellte. Zum Gang der Handlung und zu den Motivationen wird Meyer sich kaum geäußert haben, hingegen malte und zeichnete er Kostüme und Bühnenbilder, wohingegen Goethe u. a. den glücklichen Einfall beitrug, dass Tells Knabe selbst dem nach einem spektakulären Einschüchterungsakt suchenden Vogt die Idee des Apfelschusses eingibt:

*«Den Apfel schiesst der Vater Euch vom Baum auf hundert Schritt...»,*

was Gessler sofort aufgreift.

Das Tell-Schauspiel war wohl der Höhepunkt ihres gemeinsamen Tuns. Hier wurde der Dreibund zur Troika. So verwundert nicht, wenn der «Tell» zum europäischen Freiheitsdrama emporwuchs, das bis in unsere Zeit hinein seine Signalwirkung bewahrt und bewährt hat.

Mit Goethes «Iphigenie», Lessings «Nathan» und Schillers «Wilhelm Tell» war der «Geist von Weimar» konstituiert. Das Hohelied der Geschwisterliebe und Freundestreue, des mitmenschlichen Verständnisses über konfessionelle Grenzen hinweg und der hinreissende Rütli-schwur «*Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern*», vorgetragen im gehobenen Weimarer Versstil, gingen über alle deutschen Bühnen und dürften für viele wie verheissungsvolle Sterne in das Dunkel der militärischen und politischen Erniedrigung Deutschlands hineingeleuchtet haben, da der Deutsche Kaiser die tausendjährige Krone Karls des Grossen ins Museum geben musste und Napoleons Launen in Deutschland Gesetz wurden (1806).

Die nationale Einigung Deutschlands erfolgte später allerdings unter andern Vorzeichen, «mit Blut und Eisen», sagte Bismarck im Reichstag zur Freude der Teutonen, seine geheimdiplomatischen Drähte klüglich verschweigend. – Im Ersten Weltkrieg erlitt das militarisierte Deutsche Reich Schiffbruch.

*«To make the world safe for Democracy»*, um der Sicherheit der Demokratie willen, dafür hatte Präsident *Woodrow Wilson* die USA an die Seite von



Frankreich und England gebracht und Deutschlands Niederlage herbeigeführt.

Abdankung aller gekrönten Häupter und Aufhebung aller Adelsrechte waren Vorbedingungen für Friedensverhandlungen. Die neue deutsche Republik fand sich so in einem eigentlichen Orientierungsvakuum, mehr, einer Orientierungsfrustration. Gehorsam «an sich» war keine Tugend mehr, und anerkannte bürgerliche Autoritäten fehlten. Erinnerungen an die misslungene Bundesgründung von 1848 waren unbehelflich. So blieb der Rückgriff um ein Jahrhundert auf den «Geist von Weimar» innerdeutsch die einzig mögliche Lösung und fand zudem bei den Siegern sogleich Anerkennung und Sympathie. Schon während des Krieges hatten manche Freunde Deutschlands unter den Kriegsgegnern darauf hingewiesen, dass man nur den preussischen Militarismus bekämpfe, keineswegs den «Geist von Weimar». Hier ist anzumerken, dass das gebildete Ausland seine Information über Deutschland vor allem aus dem berühmten, vielfach übersetzten Buch «De l'Allemagne» von Mme. de Staël bezog. Diese singuläre Frau – Genferin von Geburt –, in deren Pariser Salon um 1800 sich alles traf, was Geist, Rang und Namen hatte, war lange in Deutschland geehrt, hatte Philosophie und Literatur eingehend studiert, war mit Goethe und Schiller mehrfach im Gespräch und schrieb darauf mit Geist, Einsicht und Sympathie ihr dreibändiges Werk über das «Volk der Dichter und Denker». Man darf annehmen, dass auch Präsident Wilson als ehemaliger Universitätspräsident Deutschland vor allem aus Mme. de Staëls Werk kannte – nicht zum Schaden der Deutschen!

In den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts, zur Zeit der schweren Wirtschaftskrise, geschah das Unfassbare: Das deutsche Volk überantwortete sich in seiner Not nicht seinen Dichtern und Denkern, sondern dem uralten germanischen Gott Wotan, dem schlachtenseligen, und eroberte und vergewaltigte den Kontinent.\* Doch mit Wotan beschwor es auch die ihm geweissagte Götterdämmerung: Feuer fiel vom Himmel,

---

\* Ich folge hier der tiefenpsychologischen Deutung von C. G. Jung in der «Neuen Schweizer Rundschau» vom März 1936 (!). Er trat darin Elisabeth Förster-Nietzsche entgegen, welche als Hüterin ihres Vaters Erbe versuchte, das Phänomen Hitler zum Repräsentanten dessen dionysischen Prinzips hinaufzustilisieren, was von manchen politisch naiven «Dichtern und Denkern» mit Erleichterung zur Kenntnis genommen und gern geglaubt wurde. C. G. Jungs Diagnose deckte das Phänomen des Nationalsozialismus weit genauer ab, genoss aber wenig Publizität – aus Gründen! Dabei gibt es kaum ein anderes Beispiel, wo seine tiefenpsychologische Kompetenz sich so prophetisch und durch den nachmaligen Gang der Dinge gerechtfertigt erwiesen hat.



viele Nächte lang und oft noch am Tage und verzehrte alle Walhallagötter und Millionen ihrer Getreuen. Deutschland wurde europafähig.

Churchills Appell zu Zürich (1945) an Frankreich und Deutschland, sich als Partner des Wiederaufbaus des zerstörten Europas anzunehmen, wurde gehört. In Europaparlament und Europäischem Gerichtshof fand man sich zusammen und «übte» und übt noch Europa. Eine Europafahne wurde geboren: ein Sternenkreis auf blauem Grunde, und eine Europahymne erkoren, das «Lied an die Freude» von... Friedrich Schiller, dem Dichter und Seher aus Weimar. Vertont hatte sie – aus Überzeugung – Ludwig van Beethoven, auch er ein Deutscher... Die Alliierten hatten nicht gelogen, sie hatten *nicht gegen*, sondern *für* den «Geist von Weimar» Krieg geführt, ein merk- und denkwürdiger Fall in der Geschichte!

### **Maler oder Kunstschriftsteller? – Die Stimme der Heimat**

Wenn wir den Faden dort wieder aufnehmen, wo wir ihn zwecks zusammenhängender Darstellung des «Geistes von Weimar» unterbrochen haben, so finden wir seit Meyers Rückkehr aus Italien im Goethehaus am Frauenplan die Hausgemeinschaft wieder vollkommen, nur dass jetzt neu der kleine August bei Abwesenheit des Vaters im oberen Stock bei Onkel Meyer aufkreuzt, wo die beiden sich gegenseitig kurze Weile machen.

Das grosse Gemeinschaftswerk über Italien fiel der Zeit und den Umständen zum Opfer. Goethes ehrgeizig umfassendes Konzept hätte mehrerer Jahre regelmässiger, zielbewusster und ausschliesslicher Arbeit bedurft, und es bedeutet keine Minderung seiner Grösse, wenn wir zweifeln, ob er je damit zu Rande gekommen wäre. Der heute so naheliegende Weg eines Teams von Spezialisten war damals nicht üblich, und wenn er dies gewesen wäre, so wäre es ein Irrweg gewesen: Goethes grandioses Konzept war *aus einem Guss* und konnte nur von einem oder eben von zweien, die herzenseinig waren, verwirklicht werden. Die Buchbindersynthese eines Spezialistenteams wäre eine Farce von Goethes Gesamtschau und zur Sünde gegen seinen Geist geworden.

Es dürfte Goethe keineswegs leichtgefallen sein, dies «magnum opus» fallenzulassen, nicht nur aus Rücksicht auf seinen Freund, der sein Teil auftragsgemäss und fristgerecht geleistet hatte; es ging Goethe ja nicht einfach um die Propagierung einer persönlichen Vorliebe für die grosse

Zeit Griechenlands, er wollte seine «lieben Deutschen» aus Kleinkariertheit und Philistertum heraus an geistige Grösse heranzuführen. Dazu erschienen ihm Pheidias und Myron, aber auch Homer und Sophokles geeignet. Insofern er damit innerhalb des seit Jahrtausenden und wohl für weitere Jahrtausende wirksamen germanischen Zugs nach Süden blieb, war dies kein abwegiger Gedanke.

In diesem Bestreben und um Freund Meyers reiche diesbezüglichen Kenntnisse sowie seine neuen Schätze – er hatte Hunderte von Kunstwerken abgezeichnet und weitere Hunderte sorgsam beschrieben – nicht wirkungslos vergilben zu lassen, kam Goethe auf die Idee, eine neue Zeitschrift, «*Die Propyläen*», herauszugeben und damit einen jährlichen Kunstwettbewerb zu verbinden. 1798 erschien das erste Heft mit dem Thema des ersten Wettbewerbs – natürlich aus Homer – «Aphrodite, Paris die Helena zuführend» (Ilias III).

Wie vielseitige Überlegungen und Besprechungen mit den zwei Freunden der Herausgabe vorausgegangen waren, zeigt das Vorwort von 30 (!) Seiten. Dessen erste Abschnitte sind schon so bedeutungsschwer und aufschlussreich, dass man sie *in extenso* aufzuführen muss:

*«...Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben, bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, dass er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.*

*Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlasst. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle; der Raum zwischen dem Innern und Äussern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.*

*Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und, in gewissen Fächern, welche mehr als die Deutsche?»*

Die Literarhistoriker haben seither herausgefunden, dass die meisten Beiträge von Meyer geschrieben wurden, nur helfen diese z. T. mühsam gewonnenen Erkenntnisse wenig, denn Meyer schrieb nichts, was nicht vorher mit Goethe durch- und abgesprochen war.\*

Die «Propyläen» wurden gelesen, das Rätseln über die Autorschaft der nicht persönlich gezeichneten Artikel scheint zum stilkritischen Sport geworden zu sein; aber bei den Kunstwettbewerben kam man nicht über mittelmässige Werke hinaus. Die Romantik kündigte sich an, die neue Generation war der Nachahmung der Alten, jeglicher Nachahmung,

---

\* Als Beiträger – ein gut deutsches, damals gebräuchliches Wort – figurierten nebst Goethe, Meyer und Schiller noch Wilhelm v. Humboldt und seine Frau Caroline, später Fernow.

müde. Der letzte Wettbewerb fand 1800 statt, die letzte Nummer der «Propyläen» erschien Ende 1800.

Der 2. und 3. Band der «Propyläen» enthalten eine Abhandlung von Heinrich Meyer «Über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste» in drei Teilen. Sie ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Einmal zeigt sie, wie gründlich Meyer sich schon als Lehrer in die Probleme einer Zeichenakademie eingearbeitet hatte, Jahre, bevor er deren Direktor wurde. Zum zweiten verrät er sich in den pädagogischen Abschnitten als würdiger Landsmann Pestalozzis: Der Lehrer soll nicht sein professorales Wissen und Können dozieren und vorzeigen, sondern jeden Schüler dort «abholen», wo er geistig und technisch steht, ihn auf dem ihm gemässen, d. h. eigenen Weg fördern, die individuellen Knoten lösen und im übrigen vor allem anregen und aufmuntern. Zum dritten ist diese Arbeit nicht aus Italien mitgebracht, sondern in Weimar *ad hoc* entstanden und gelangte zuerst nach Aarau: 1798 sah es nämlich darnach aus, als sollte Meyer erster Direktor einer helvetischen Kunstakademie werden. Ein Landuntertan aus der noch 1795 schwer bestrafte «Rebellengemeinde» Stäfa in einem hohen Amt, das war revolutionär!

In der Tat hatte die «Grande Révolution» Ende 1797 auf die Schweiz übergegriffen. Der Einmarsch der Franzosen stürzte die Patrizierherrschaften, brachte die verbannten Stäfner Patrioten heim und setzte an die Spitze der Regierung Leute, die es in der alten Eidgenossenschaft trotz Bildung und Intelligenz nie über subalterne Posten hinausgebracht hätten. – Vorzüglich tüchtig und ideenreich war der Aargauer *Philipp Albrecht Stapfer*, helvetischer Minister für Kunst und Wissenschaft. Er ermöglichte Pestalozzi, in Burgdorf seine Methode zu erproben und schickte ihn den unglücklichen Nidwaldnern als Waisenvater. Auch für das zu schaffende helvetische Lehrerseminar nahm er Pestalozzi in Aussicht, doch die Räte verwarfen das Gründungsgesetz mangels Mitteln. 1799 war die Schweiz ja europäischer Kriegsschauplatz, wo Franzosen, Russen und Österreicher sich bekämpften.

Für die ebenfalls von Stapfer geplante helvetische Kunstakademie sah er unseren Heinrich Meyer als Direktor vor. Ein Bürger der Patriotengemeinde Stäfa und Hausgenosse Goethes war für die neue Helvetische Republik ein Glücksfall! Meyer wäre nicht abgeneigt gewesen, in die Heimat zurückzukehren. Für die prekäre politische und finanzielle Lage des helvetischen Staates war er, der Apolitische, wahrscheinlich blind. Inmitten sich folgender Staatsstrieche und Ministerwechsel kam es jedoch nicht einmal bis zum Gesetzesentwurf.



Was Goethe darüber dachte, obwohl er sich vermutlich jede Äusserung verbot, mag man aus folgendem ersehen: Ungefähr zu dieser Zeit wollte Meyer, aufgrund seines sicheren Professorengehaltes, seinem Freund in dessen aufwendigem Haushalt nicht weiter zur Last fallen und fasste eine eigene Behausung ins Auge. Goethe bat ihn umgehend und eindringlich zu bleiben. Zur Gewissensberuhigung schlug er ihm vor, einen von ihm, Goethe, bezifferten mässigen Beitrag an den Haushalt zu leisten. Meyer akzeptierte erleichtert und blieb.

Obwohl Meyer sich selbst zeitlebens als Maler bezeichnete und seine Kunstbetrachtungen nicht kunsthistorisch, sondern als diejenigen eines Künstlers verstanden wissen wollte, seine Gemälde brachten es mit wenig Ausnahmen nicht über Achtungserfolge hinaus. Es haftete ihnen und haftet ihnen noch heute etwas Hausbackenes an. Es wäre zu untersuchen, wie weit Goethes Farbenlehre ihm dabei einen Bärendienst erwiesen hat. Denn Meyer bemühte sich aus Überzeugung und aus Liebe zu seinem Freund, dessen Farbtheorie in seinen Gemälden gerecht zu werden. Dazu lesen wir im Protokoll der Sitzung der Weimarer «Gelehrten Gesellschaft» vom 17. Februar 1792 folgendes:

*«Am Schluss hat Herr Meyer, der Schweizer Maler, der bei Goethe wohnt und viele Jahre in Italien zugebracht hat, sein neuestes Bild «Oedipus und die Sphinx» holen und vor der Gesellschaft aufstellen lassen. Meyer hat nach den neuen prismatischen Versuchen von Goethe das Colorit eingerichtet.»* – Solcher Auflagen war der grösste Maler der Zeit, Francisco Goya, allerdings enthoben. Goyas «Guerrilleros» oder seine «Maya» in den von Goethes prismatischen Versuchen konzidierten Farben – grotesk!

Goethe selbst äussert sich einmal zu Meyer, er habe niemals über die Theorien der Poesie anhaltend und ernst nachgedacht. Von allen seinen poetischen Werken sei keines mit klarem Verstande dessen, was gemacht werden solle und müsse, sondern bloss durch ein Gefühl, eine Ahnung, das sei das rechte, entstanden. In Sachen der bildenden Kunst hingegen habe er zwar wenig geleistet, aber viel über die Theorien derselben nachgedacht, und meinte, diese hätten bei ihm gleichsam statt eines Symbols der Poesie gedient und ihn in seinem eigentümlichen Feld, im poetischen Schaffen und Wirken, viel gefördert.

Zeichnen konnte Meyer, unbestrittenermassen, und es ist kein Zufall, wenn die Weimarer Zeichenakademie unter seiner Leitung alle Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, d.h. von 1805 bis 1832 und wohl noch darüber hinaus, sich eines unvermindert grossen Zuspruchs aus allen deutschen Landen erfreute. 300 bis 400 Schülerinnen und Schüler zählte man, von der adligen Dame bis zum strebsamen Tischlerlehrling. Die

oberste Leitung hatte Goethe inne. Für Unterricht und Administration zuständig und unermüdlich tätig war Herr Hofrat Meyer. Das grosse Interesse von Herzog und Herzogin für ihr Institut führte dazu, dass Meyer mit dem Herzogspaar, später auch mit dessen Schwiegertochter, der kaiserlichen Hoheit, Grossfürstin Paulowna, dauernd in persönlichen Kontakt kam und – wen wundert's – ihr volles Vertrauen gewann.

Meyers Demarchen für räumliche Verbesserungen, Anschaffung von Materialien usw. gingen zwar weiterhin über Goethe, aber – so der Eindruck – mehr zur Innehaltung des Dienstweges. In Goethes brieflichen Antworten aus Jena – wo er oft Monate verbrachte – unterlässt Goethe es nie, Meyer um freundliche Erinnerung bei den Hoheiten zu bitten – untrügliches Zeichen für Meyers Wertschätzung bei Hofe.

Nachdem Goethe die «Propyläen» aufgegeben hatte, war er um neue gemeinsame Aufgaben nicht verlegen: 1803 war die «Allgemeine Literatur-Zeitung» von Jena nach Halle übersiedelt. Jetzt rief er die «*Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*» ins Leben und schrieb dafür eine grössere Zahl Beiträge. Meyer rezensierte lange Zeit beinahe alle Schriften, welche von den zeichnenden Künsten handelten. «*Hierdurch bin ich*», schreibt er scherzend an einen Freund, «*gleichsam der Verwalter des Geschmacks in ganz Deutschland, und wer sich mausig macht, der kann sich in Acht nehmen.*»

Fast gleichzeitig fasste Goethe ein literarisches Denkmal für *Joachim Winckelmann* ins Auge, den Pionier der neuen Kunstauffassung und ihrer beider Leitstern in Italien. Die Hauptarbeit fiel naturgemäss Heinrich Meyer zu, doch dürfte er sie nicht als Last empfunden haben, galt es doch, eine Dankesschuld abzutragen: Was wäre sein Leben ohne Joachim Winckelmann geworden? Sein gleichmässiger Fleiss litt auch nicht, vielleicht wurde er gar gefördert, als er zu dieser Zeit (1803) mit Anna von Koppenfels, einer Tochter des Jenenser Kanzlers, die Ehe einging und einen eigenen Hausstand begründete: Sie wusste, als sie ihr Jawort gab, dass sie einen treuen Gatten gewann, jedoch ihres Mannes Anhänglichkeit an Goethe respektieren musste. Sie tat es, und die beiden lebten in ruhiger, glücklicher Ehe bis zum Hinschied der Gattin 1826.

«*Winckelmann und sein Jahrhundert*» erschien 1805, kurz nach Schillers Tod, und ist für die Kenntnis des Geehrten, aber auch für seine Wirkung auf die Verfasser ein unentbehrliches Dokument. Auf Goethes Wunsch ergänzte Meyer das Werk mit einem «*Entwurf zu einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts*».

## Schicksalsjahr 1806 – Würfel fallen endgültig

Nach dem französischen Doppelsieg bei Jena und Auerstädt über die preussischen Armeen (1806) musste es das Herzogtum Sachsen-Weimar büßen, dass Herzog Karl August Parteigänger Preussens war. Allgemein ging die Rede, es sei nur der Beherztheit von Herzogin Luise zu danken, wenn Napoleon ihm sein Herzogtum belies. Jedenfalls wurden Jena und Weimar militärisch besetzt, nachdem man sie einige Zeit der Plünderung anheimgegeben hatte.

Im Goethehaus am Frauenplan gelang es Christiane durch tapferes Entgegenreten und mit Hilfe von Küche und Keller, ihren Liebsten vor den auf ihn eindringenden Soldaten zu retten, jedenfalls so lange, bis der bei ihnen einquartierte Marschall eintraf und die Saufgarde als «Sauvegarde» vor das Haus kommandierte. Dann liess er sich durch «Mme. Goethe» dem Hausherrn vorstellen.

Bei Meyers ging's böse zu. Der erst dreijährige Haushalt wurde radikal ausgeplündert, Meyers gesamtes künstlerisches Werk, auch seine Kunstsammlung, zerrissen, verbrannt oder sonstwie zerstört. Kaum hörte Goethe davon, sandte er den Unglücklichen Lebensmittel und Kleider.

Am schlimmsten erging es dem Direktor der Zeichenakademie. Der alte Mann wurde von den plündernden Soldaten so übel traktiert, dass er einige Tage danach verstarb.

Ein Bericht über die Weimarer Ereignisse und Meyers Unglück scheint bald nach Zürich gelangt zu sein. Einigen städtischen Kunstfreunden erschien dies Gelegenheit und Anlass, Meyer für Zürich zu gewinnen. Sie streckten entsprechende Fühler aus; allerdings vermochten sie kein festes Angebot zu machen, eine für ihn passende Anstellung wäre erst zu finden oder zu schaffen gewesen. – Meyer lehnte sogleich ab, mit bewegten und bewegenden Worten, welche ihm nicht nur Ehre machen, sondern dazu echt meyerisch sind:

*«Es wäre meines Bedünkens nicht rechtlich, jetzt den Ort zu verlassen, dem ich alles schuldig bin. Hier, hier, mit ewigem Dank muss ich es gestehen, begann eigentlich erst meine Bildung in der Gesellschaft und im Umgang mit den geistreichsten Menschen unserer Zeit. Alle Kultur, die ich etwa haben mag, ist Frucht dieses Aufenthaltes... Jetzt bin ich mehr als je im Falle, nützlich zu sein...»*

Dass Freund Goethe nach Schillers noch nicht verwundenem Tod seiner mehr als je bedurfte, liegt offen zu Tage, doch mochte Meyer dies nicht erwähnen: Was Freundestreue war, hätte man ihm als Eigenlob auslegen können. Es mag nicht unerwähnt bleiben, dass Goethe auf



Anregung des franz. Marschalls die allgemeine Verwirrung nutzte, um die tapfere Christiane zu seiner kirchlich angetrauten Gattin zu erheben. Nebst ihrem Bruder dürfte Meyer der einzige gewesen sein, der ihr dies von Herzen gönnte.

Die Malkunst gab er fortan auf, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Erst elf Jahre später, in einer kurzen Selbstdarstellung für den Maler Ludwig Vogel in Zürich, taucht unvermutet ein diesbezüglicher, schmerzlicher Satz auf: «...*ich erscrieb mir eine Art von Reputation, die man mich nicht wollte ermahlen lassen...*»

Das Zeichnen, seine früheste Leidenschaft, blieb ihm jedoch erhalten, schon um seiner zahlreichen Schüler willen, denen er jetzt als Direktor vorstand. Im übrigen schickte er sich unter Goethes behutsamer Einwirkung langsam darein, Kunstschriftsteller zu werden, vorerst noch einmal zu Ehren Winckelmanns:

Ihr gemeinsames Werk «Winckelmann und sein Jahrhundert» hatte nämlich den alten Wunsch wieder wach werden lassen, dessen Werke in einer deutschen Ausgabe zugänglich zu machen, nachdem bereits zwei italienische Ausgaben vorangegangen waren. Der Bibliothekar der Herzoginmutter Anna Amalia, *Karl Ludwig Fernow*, unterzog sich dieser Aufgabe. Er hatte neun Jahre in Rom gelebt. Bis 1808 brachte er zwei Bände heraus, den zweiten mit Meyers Unterstützung. Dann starb er. Meyer übernahm es, zusammen mit einem Weimarer Gymnasiallehrer, *J. H. Schulze*, das Werk fortzusetzen. Mit vielen Verzögerungen wegen der deutschen Befreiungskriege gegen Napoleon gelangten sie 1820 zum guten Ende. Das Werk war auf acht Bände angewachsen. Gerühmt wurde seine klassisch einfache Sprache und der sorgfältige wissenschaftliche Apparat.

1809 wünschte das erbherzogliche Paar von Meyer ein Privatissimum in Kunstgeschichte. Meyer unterzog sich dieser Aufgabe mit gewohnter Sorgfalt und führte seine fürstlichen Zuhörer innert zwei Jahren durch die Kunst der Antike bis zur Kunst der Gegenwart um 1800.

Anschliessend bedurfte es wenig, um diese Vorlesungen zu einer europäischen Kunstgeschichte auszuweiten. Sie wäre für die Zeit ein bahnbrechendes Ereignis geworden, aber sie blieb – samt Goethes Sprachglättungen mit roter Tinte – Manuskript bis 1974! Dannzumal fand die *Goethe Gesellschaft*, die schon den Briefwechsel Goethe–Meyer als 32., 34. und 35. Band ihrer Schriften herausgegeben hatte, in Prof. Dr. *Holtzhauer* einen Gelehrten, der sich Meyers Manuskript mit Überzeugung annahm, so dass diese Kunstgeschichte Europas samt mustergültigem Register als 60. Band erscheinen konnte. Leider starb Prof. Holtz-

hauer, als das Werk im Druck war und hinterliess den zugehörigen Bildtafelband als Entwurf. Ungeschrieben blieb die geplante Abhandlung über Meyers Kunstgeschichte und Kunstauffassung und damit die der deutschen Klassik.

Um dem Leser eine Idee zu vermitteln, wie vorbehaltlos Meyer auch in der moderneren Kunst Grösse würdigte, wo er welche fand, folgen Abschnitte aus seinen Ausführungen über *Claude Lorrain, Rubens und Rembrandt*:

*«...der nie genug gepriesene Claude Lorrain... ist der Französischen Schule grösster Schmuck und unstreitig unter den Landschaftsmalern aller Nationen der vortrefflichste... er wusste seinem Kolorit wundersame Heiterkeit, Wahrheit und Harmonie zu geben, seinem Pinsel äusserst lieblichen Schmelz, in der Austeilung von Licht und Schatten besass er grosse Kunst. Und so wird in seinen Werken eine stille Gewalt des Totaleindrucks, ein Zauber bewirkt, der in der Tat unbegreiflich ist. Der Beschauer verliert sich in Entzücken, das finsterste Gemüt schliesst sich auf, gleichsam im Geiste versetzt unter einen glücklichen, ewig hellen Himmel... aber man kann auch sagen, es quelle aus Claudes Werken unendliche Beruhigung für jede erregte Brust...»*

(über Rubens)

*«...Reich an Gedanken, streut er mit vollen Händen aus, er hat die Natur, das Leben sehr wohl beobachtet und mit einer gewaltigen, mannhaften, derben Sinnlichkeit nicht sowohl empfunden als ergriffen... er mag übrigens malen, in welchem Fach er will, Geschichte oder Bildnisse, Tiere oder Landschaften, immer ist ein gewisser Goldgehalt in seinen Werken, der ihnen ewige Jugendfrische erteilt und macht, dass der Beschauer nie an ihnen ermüdet. Man erlaube uns hier eine Bemerkung einzuschalten, die vielleicht von vielen widersprochen werden dürfte, nämlich, dass sich unter den Künstlern neuerer Zeit der ehrenwerte Charakter des Menschlichen (das Wort genommen in seinem umfassendsten Sinne) im Rubens und im Tizian am vollkommensten ausgesprochen... Tizian und Rubens sind menschlich, edel, tüchtig und trefflich, sie erfassten die Natur mit glühender Liebe, und bei reger Empfänglichkeit für das Hohe, Würdige und Schöne verschmähen sie auch das Geringere nicht...»*

(über Rembrandt)

*«...Rembrandt hatte sich eine eigene Bahn in der Kunst gebrochen und ist auf derselben nie wieder erreicht, viel weniger überholt worden... Kein Maler hat Licht und Schatten so bizarr und zu so unerwartet grossen Wirkungen anzuwenden*

*verstanden wie Rembrandt, und keiner besser als er die Gegenstände voneinander abzulösen, die sie umgebende Luft anzudeuten. Rembrandts Gemälde haben zwar meistens eine etwas düstere Beleuchtung... unterdessen würde man ihn unrecht beurteilen, wenn er hierin als einseitig betrachtet würde; seine Beleuchtung ist im Gegenteil sehr mannigfaltig, genial und dem Charakter des Gegenstandes angemessen...*

*...die höchsten Werke von Rembrandt, welche dem Verfasser dieser Nachrichten je vorgekommen, waren die Abnahme vom Kreuz... die Beleuchtung von einer hinter den vordersten Figuren verborgenen Fackel hergenommen, Schein aber und Widerschein sowie die nach Massgabe der Entfernung verschiedenen Gegenstände von dem Punkt, von welchem das Licht ausging, allmählich abnehmende Energie der beleuchteten sowohl als der beschatteten Stellen wie auch der Farben mit wahrhaft göttlicher Kunst dargestellt...*

Dies alles zu wissen, wäre manchem der früheren Autoren von Arbeiten über Meyer sehr lieb gewesen, aber bis 1974 war dies wohlgeheutes Manuskript im Goethe-Archiv.

Ein Eintrag in Goethes Tagebuch (17. Mai 1815) wies zwar darauf hin, stand aber mangels sicheren Bezuges leer im Raum:

*«...das Verdienst solcher Männer wie Rubens, Rembrandt p. hat noch niemand mit soviel Wahrheit und Energie ausgesprochen. Man glaubt, sich in einem Bildersaale ihrer Werke zu befinden; Licht und Schattengewirkung und Farbengebung dieser trefflichen Künstler spricht uns aus den schwarzen Buchstaben an...»*

Jeder Kunstfreund, der «seine» Rubenssäule noch in lebhafter Erinnerung hat, wird Goethe zustimmen.

Obgleich Meyer jetzt endgültig zum Weimaraner geworden war und als «Kunschtmeyer» dort heute noch ein Begriff ist, vergass er seine Heimat nicht. Im Juli 1813, als sich nach dem Untergang der «Grande Armée» in Russland die grosse Völkerschlacht von Leipzig zwischen Napoleon und den russisch-österreichisch-preussischen Verbündeten vorbereitete, reiste das Ehepaar Meyer an die friedlichen Gestade des Zürichsees und blieb den ganzen Winter hindurch, bis die Kriegsfronten sich nach Frankreich verlagert hatten. Sie mochten kein zweites 1806 erleben! – Es liegt nahe, ist aber im derzeit spärlichen Briefwechsel nicht belegt, dass Meyer während dieses mehrmonatigen Aufenthaltes jene minutiöse Beschreibung der Stäfer Baumwollheimindustrie verfasste, die im dritten Buch von «Wilhelm Meisters Wanderjahren» jedem Leser unfehlbar höchste Bewunderung für Goethes Fachwissen abnötigt... In der sorgfältigen Recherchierung der fachtechnischen Begriffe wie der Arbeitsgänge ist Meyers Handschrift unschwer zu erkennen. Zum selben



Roman fehlte Goethe in seinen berühmten «Rubriken» offenbar noch eine «Heimfahrt der Marktschiffe auf dem See». Auch da trat Meyer ein, so goethisch im Stil, dass Goethe nur *ein* Wort einfügte, ein unscheinbares, aber seiner würdig!

*«Es ist ein erfreuliches schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anliegenden Gebirgen vom Abendrot erleuchtet sich warm und allmählich tiefer und tiefer schattiert, die Sterne sichtbar werden, die Abendbetglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft nach Gehöft bleiben zurück, endlich in die Nähe der Heimat gekommen, wird in ein Horn gestossen und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herabbewegen, ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen.»*

Der Winter in Weimar ist spürbar strenger als in Stäfa und wurde von dem erkältungsanfälligen Meyer zunehmend ersorgt. Er war glücklich, als er 1817/18 wiederum einen mehrmonatigen Urlaub erhielt, um die kalte Jahreszeit in der Heimat zu überstehen. Abgesehen von einer Kur in Baden und einigen kurzen Aufenthalten in Zürich weilte er die ganze Zeit in Stäfa bei seiner Mutter. Offenbar eilte es ihm nicht mit der Rückkehr, dafür vermochte er Goethe Mitte Mai zu melden, er sei von seinen Gebrechen fast vollständig geheilt und wiederholt seinen Dank für den ihm gnädigst gewährten Urlaub... Andererseits schreibt er im selben Brief *«mit der Aufrichtigkeit eines Beichtenden... dass, wiewohl jetzt in der Blüthezeit die Natur mit unaussprechlicher Herrlichkeit mich umgibt, ich des Lebens hier auf dem Lande doch anfangs sehr überdrüssig zu werden und die Zeit oft etwas zu lang finde. Herzengut sind die Menschen hier, zum Theil edelgesinnt, mir wohlwollend die meisten oder alle, aber ich denke, unsere wechselseitigen Neigungen und Liebhabereien sind zu verschieden, als dass ich ihnen recht bequem sein könnte. Auch: ich habe der ewigen Erzählungen vom Revolutionskrieg im Jahre 1798 recht satt; dass der Wein 1811 gut geworden, die Noth 1816 und 1817 gross war und man von diesem Jahr einen Ertrag an Obst und Wein hofft, desgleichen in vielen Zeiten nicht gewesen, weiss ich alles zur Genüge. Um leidlich hier zu leben, müsste man zum wenigsten zwei Drittheile der Zeit in der Stadt zubringen, wo sich Gesellschaft findet, die Kunst- und wissenschaftliches Interesse hat; aber meine Gesundheit war zu schwach, als dass ich an dergleichen Wechsel – zu Schiff, zur Winterszeit – hätte denken können.»*

Immerhin reichte es zu Besuchen bei Freund Ludwig Vogel, von dem das bekannteste Meyer-Bild stammt, übrigens derselbe, dem wir das weit

herum bekannte Bild «Zwinglys Abschied vor der Schlacht bei Kappel» verdanken. Er und der mit Meyer befreundete Professor Horner dürften seine Ehrenmitgliedschaft bei der Zürcher Künstlergesellschaft beantragt haben. (1819)

Erst Ende Mai kehrte Meyer nach Weimar zurück.

## Die Romantik

Wie vielen andern vor und nach ihnen blieb es Goethe und Meyer nicht erspart, dass die nachkommende Generation ihre Ideale gering achtete und andere Altarbilder aufstellte: Christliches Mittelalter, Gotik, ersteres bislang als finster, letztere als barbarisch verschrien, die «deutschen» Volksbücher und Märchen, Geheimnisse aller Arten, waren plötzlich modern. Mit den «*Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders*» entfaltete ein ätherischer Jüngling, *Wackenroder*, zusammen mit *Ludwig Tieck* die Fahne der Romantik, weckte die Begeisterung für das Halbdunkel gotischer Dome, für Gefühle und Ahnungen (1797). Erweckungsbewegungen, Heilsarmee, Heidenmission, Sonntagsschule für Kinder und Erwachsene, Geistheilungen sprosseten in ganz Europa wie Pilze aus dem Boden. Ein Bündnis der Fürsten gab sich gar als «Heilige Allianz»! (1815) In Deutschland stand manches in Beziehung und Wechselwirkung mit dem nationalen Erwachen durch den gemeinsamen Kampf gegen Napoleon.

All dies bewegte sich weit ausserhalb der klassischen Weimarer Kreise. Fast plötzlich lagen Winckelmanns treue Jünger quer im Trend, der natürlich vor Weimar nicht halt machte. Was für sie lebenslang aushaltendes Bildungsmittel war, interessierte nicht mehr. In einem unwirschen Artikel distanzierte sich Goethe von dem «klosterbrudrisierenden, christolenden» Getue; aber als er im Januar 1801 schwer erkrankte, blieb das letzte Propyläenstück des Jahres 1800 das letzte überhaupt. Wozu Mühe und Aufsehen, wenn die Wirkung ausblieb?

Angriffig, wie die Frühromantiker waren, wussten sie Goethe doch zu schonen, in ihrem ureigensten Interesse, denn sein Strassburger Aufsatz «Über deutsche Baukunst» (1772) war eine Säule des romantischen Tempels, sein «*Wilhelm Meister*» eine zweite, verwirklichte Goethe darin doch das neue Ideal des Gesamtkunstwerkes auf eine Weise, wie kein Romantiker auch nur hoffen konnte, es ihm gleichzutun.

Dafür schossen sie sich auf Heinrich Meyer ein, stempelten ihn zur Grauen Eminenz, welche Goethes «Modernisierung» hinderte, bezeich-

neten ihn als Beschränkten der überholten Winckelmannschen Kreise und, weil ihm Charakterfehler nicht anzuhängen waren, machten sie sich über seine ihm lebenslang anhaftenden schweizerischen Provinzialismen lustig.

Sie brachten es fertig, dass der gutmütige Meyer der Weimarer Klatschchronik zu einem denkwürdigen Höhepunkt verhalf: Anlässlich einer Kunstausstellung der Zeichenakademie, an der auch Bilder von Meyers Hand figurierten, spottete Bettina von Armin-Brentano, Gattin und Schwester der beiden Herausgeber von *«Des Knaben Wunderhorn»*, so hemmungslos über Meyers Bilder, dass Christiane von Goethe nicht mehr an sich halten konnte und tätlich gegen sie wurde. Ihr unverbildeter Gerechtigkeitsinn ertrug es nicht, dass Meyer, dessen Güte und Hilfsbereitschaft sie und andere hundertmal erfahren hatten, so schändlich verspottet wurde. Goethe verbot Bettina daraufhin sein Haus, und Weimar genoss den Eclat.

Wie nicht anders zu erwarten, veralteten die Gesamtkunstwerke der Frühromantiker fast schneller, als sie gekommen waren oder ertranken in der anschwellenden Flut oft mehrbändiger Herzensergiessungsromane – Wackenroder selbst hatte sich sehr knapp gehalten.

Goethe blieb der neuen Zeit gegenüber nicht ganz fühllos: Er brummte etwas von *«unseren barbarischen Avantagen»* und nahm seinen *«Faust»* wieder hervor, das teutsche Volksbuch, bzw. seine ihm gewidmete noch unvollendete Dichtung. Aus der Zeit kurz nach Schillers Tod ist seine Äusserung überliefert: *«Man kann uns Nordländer nicht ausschliesslich auf klassische Vorbilder verweisen. Ohne die romantisch-mittelalterliche Verbindung des Ungeheuren mit dem Abgeschmackten gäbe es keinen Shakespeare und keinen Calderon.»*

Es muss diese Ungunst der Zeit gewesen sein, welche den Druck von Meyers Kunstgeschichte verhinderte, eben des Werkes, worin er weit über Winckelmanns Kreise hinaus behutsam, aber entschieden bis in die Gegenwart ausgriff. Die Unkenntnis dieses Werkes gab der romantischen Kritik naturgemäss einen Schein von Berechtigung. Meyer scheint keinen Finger gerührt zu haben, um den Irrtum aufzuklären, im Gegenteil, in seinen letzten Werken kehrte er vollständig zu seiner ersten Liebe zurück.

Trotzdem: Keine andere Geistesströmung kann für sich in Anspruch nehmen, in den verschiedensten Bereichen *deutscher* Wissenschaft und Kunst so viele reiche Quellen erschlossen zu haben wie die Romantik, genannt seien – um die Bandbreite aufzuzeigen – Franz Schubert, die Brüder Grimm und die Rechtsgeschichte mit Savigny und Eichhorn.



Nicht umsonst setzte Mme. de Staël in ihrem Buch «De l'Allemagne» Romantik mit deutsch/nordischem Wesen gleich, im Gegensatz zur Mittelmeerkultur griechisch-römischer Abkunft. Dabei würdigt sie Goethes «Iphigenie auf Tauris» über anderthalb Seiten, aber dem «Faust» widmet sie deren sechsundzwanzig, ohne zu ermüden. Meyer entging ihr, er sprach ja auch kein Französisch...

Im Jahre 1818 erschien es Goethe offenbar einen Versuch wert, durch eine neue Zeitschrift sich, Meyer und weiteren gleichgesinnten Kunstfreunden eine neue Plattform für ihre Ideen zu schaffen.\* In «*Kunst und Altertum*» wurde der Einbezug des damals hochgehenden Nationalismus in die Kunst als «Provinzialismus» gebrandmarkt, desgleichen der «neue, altertümelnde katholisch-christelnde Kunstgeschmack» als Verirrung scharf abgelehnt. Frömmigkeit könne ernstes Studium nicht ersetzen, hielt man fest.

Pikanterweise kam der geschmähte Nationalismus auf unerwartete Weise den Klassikern zu Hilfe: In eben diesen Jahren erhoben sich die Griechen gegen ihren türkischen Oberherrn und errangen in jahrelangen Kämpfen ihre nationale Unabhängigkeit. Nicht nur die Verehrer von Homer, Pheidias und Plato, alle Freiheitsfreunde in ganz Europa – unter ihnen Gottfried Kellers Vater – begeisterten sich für die Sache der Griechen, so dass sowohl die britische wie die französische und die russische Regierung mit der Unterstützung der Griechen bei ihren Völkern Lorbeeren einheimsen konnten. Zwangsläufig ward dabei das klassische griechische Erbe wieder in hellstes Licht gerückt. Lord Elgin's Rettung des Frieses vom Parthenon-Tempel, wo sich ein türkisches Pulvermagazin befand, machte Schlagzeilen, auch in Weimar. Unsere beiden Freunde waren glücklich, als es ihnen gelang, Zeichnungen im Massstab 1:1 zu erwerben. (Den Freiheitskrieg erwähnen sie nicht.)

Unberührt vom romantischen Gegenwind ging auch der tägliche Unterricht an der Weimarer Zeichenakademie unter Leitung von Heinrich Meyer im gewohnten Rahmen seinen Gang. Meyers von reichsten Kenntnissen getragene, nie erlahmende Begeisterung verlor ihre Wirkung nicht, die Schülerzahl blieb andauernd hoch.

---

\* Die zwei vorausgegangenen Jahrgänge 1816/17 beschränkten sich auf Preussens neue Erwerbungen am Rhein und enthielten denkmalpflegerische Ratschläge.

## Die Ernte – letzte Jahre

1823/24 erschienen, als Ernte seines Lebens, die ersten zwei Bände seiner *«Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen, von ihrem Ursprung bis zum höchsten Flor»*. Die Abbildungen folgten 1825. Der dritte und letzte Band lag bei seinem Ableben weitgehend fertig vor. Dr. Riemer übernahm die Herausgabe und schrieb das verständnisvolle Vorwort eines, «der dabei gewesen war». (1834)

Im Gespräch mit Eckermann (16. Februar 1827) sagt Goethe: *«... (Winckelmann) ist dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn liest, aber man wird etwas. – Meyer ist nun weiter fortgeschritten und hat die Kenntnis der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunstgeschichte ist ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre...»*

Tatsächlich wurde das Werk, ganz abgesehen von den Vorbehalten einer jüngeren Generation, infolge entgegenstehender Umstände nie nach Gebühr gewürdigt. Ungünstig war schon, dass der Leser zwei Jahre lang auf die Bilder zum Text warten musste. Schwerer wog, ja entscheidend wurde der Umstand, dass das junge Königreich Griechenland mit seinem Herrscher aus deutschem Haus sich sogleich den Archäologen und Kunstfreunden öffnete und bald zu deren Mekka wurde.

Weder Meyer noch Goethe, noch Winckelmann hatten Griechenland je gesehen... argumentum e silentio...

Es gibt keinerlei Anzeichen einer Enttäuschung von seiten Meyers. Goethes Lob genügte ihm. Für ihn hatte er ja wohl auch geschrieben. Man darf hier vielleicht anmerken, dass Vergleiche mit archäologischen oder kunsthistorischen Werken immer schief herauskommen, weil die Gesichtspunkte nicht dieselben sind. Zwar interessierte sich Meyer für alle wissenschaftlichen Fakten, aber diese waren für ihn nur Zubehör. Woran ihm lag, war die «Richtigkeit» und der «Geist» der Kunstwerke. Ausdrücklich rühmt er Bernini, der einem antiken Torso einen Arm nicht nur richtig, sondern im Geist des Vorhandenen anzufügen verstanden habe. «Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der (griechische) Geist», hatten Schiller und Goethe gerühmt.

Dies muss es gewesen sein, was die Mitwelt immer wieder an ihm beeindruckte. Aus Goethes Briefen spricht bis zu seinem Tode eine eigentliche Verehrung. Nie bot er seinem Freund das Du an, trotz der Vertraulichkeit, die ihm erlaubte, bei einem Engpass der schwiegertöchterlichen Haus- und Hofhaltung Meyer um ein Darlehen zu bitten.

Ans Märchenhafte grenzt die unwandelbare Sympathie des Herzogshauses für den bescheidenen Mann vom Zürichsee, über vier Generationen hinweg!

Erbgrossherzog Karl Friedrich und seine Gattin, Kaiserl. Hoheit, Grossherzogin Anna Paulowna, vertrauten Meyer ihre beiden Töchterchen zum Unterricht an. Von den «Prinzessen» – so nannte er sie – wurde Augusta, die ältere, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. von Preussen und 1871 erste Deutsche Kaiserin. Mit ihr dürfte den Freunden der Klassik in Berlin dero Allerhöchste Unterstützung gewiss gewesen sein. Ohne Zweifel war sie an der Verwurzelung der klassischen Tradition in Berlin mitbeteiligt, eine Verwurzelung, welche zwei Weltkriege überlebte und noch unter der sozialistisch-kommunistischen Diktatur des Proletariats in unseren Tagen die Restaurierung des herrlichen Pergamonaltars ermöglichte!

Dies hundertfünfzig Jahre nach Meyers Tod. – Was Meyer hingegen noch erlebte und mit Goethe beglückt zur Kenntnis nahm, war die Überführung der «Ägineten», zweier fast vollständiger Giebelfelder vom Aphaia-Athene-Tempel auf Ägina nach München. Kronprinz Ludwig von Bayern («es gibt nur eine Kunst, die hellenische») hatte die Figuren erworben und ihnen in seiner Glyptothek eine glanzvolle Heimstätte geschaffen. Als er 1829 zu Goethes 80. Geburtstag nach Weimar kam, war man mit der Aufstellung des einzigartigen Schatzes kaum fertig, so dass für den nunmehrigen König, Goethe und Meyer ein anregendes Gespräch unter Kennern vorgegeben war. Ob es stattgefunden, ist allerdings nicht überliefert. Im Hinblick auf die fürstlichen Besucher zu Goethes Geburtstag (28. August) dürfte es geschehen sein, dass der Grossherzog im Februar Hofrat Meyer den höchsten Orden des Herzogtums verlieh. Meyer vermied es wo immer möglich, ihn zu tragen.

Was ihm kein König und kein Herzog schenken konnte: eine bessere Gesundheit. Schon als jung in Italien an schweren Wechselfiebern leidend, waren später Dysenterie, schmerzhafte Blasenkrämpfe und stete Erkältungsgefahr gefolgt. Als immer wiederkehrendes Motiv tauchen im Briefwechsel der späteren Jahre Goethes Kutscheneinladungen auf, gefolgt von Meyers bedauernder Absage wegen vorhandener oder befürchteter Erkältung... Aber Goethe wird nicht müde, im Gegenteil, seine Sorge um Meyers Gesundheit drängt den Vergleich mit der Sorge einer Mutter um ihr zartes Kind geradezu auf. – 1816 stürzte ihre Reisekutsche um. Goethe kam mit dem Schrecken davon, Meyer erlitt eine Kopfverletzung. Es bedurfte einer herzoglichen Stafette von Maria



Paulowna, um den völlig ausser sich geratenen Goethe über das Schicksal seines Freundes zu beruhigen. – 1820, als Meyer zu einer Museumsberatung nach Berlin eingeladen wurde, benützte er einen Einspänner und erkältete sich zu Tode. Johanna Schopenhauer, welche dies berichtet und Meyers Leichtsinn schilt, bemerkt dazu, sie sei froh um Goethes willen, dass Meyer überlebt habe, denn *«er (Goethe) hat nicht mehr viele zu verlieren»*.

Wie nötig ihm Meyer war, zeigte sich fast dramatisch beim Tod des Herzogs Karl August, Goethes Souverän, mit dem ihn nach manchen gemeinsamen Jugendstreichen eine zeitweilig distanzierte, aber unzerstörbare Freundschaft verband. Goethe schien ins seelisch Bodenlose zu stürzen, er bat Meyer, beim neuen Herrscher um Bewilligung einzukommen, den Trauerfeierlichkeiten fernbleiben zu dürfen. Für einen Fürstenhof, der so viel für seinen Dichter getan, eine Ungeheuerlichkeit. Wie Meyer Goethe zur Besinnung brachte, wurde nie bekannt, aber Goethe kam zur Besinnung. *«Lautlos und behutsam tritt Meyer hinter den um Vermittlung Bittenden zurück, als lege ein Getreuer seinem König den von der Schulter gleitenden Mantel sachte wieder um»*, dies das schöne und sicher treffende Bild von Carmen Cahn (*«NZZ»* 1975).

Meyers Gattin Anna Amalia war drei Jahre zuvor so unauffällig dahingegangen, wie sie gelebt hatte. Ihr schöner Grabspruch erweckt keine Vorbehalte:

*«Rein war ihr Herz, ihr Wandel ohne Krümme.»*

Die beiden Wittwer – Christiane war schon 1816 gestorben – wurden in Weimar zur lebenden Legende. Wenn Wetter und Gesundheit es erlaubten, fuhren sie in Goethes Kutsche spazieren. Von ihrem Gespräch ging die Rede, es setze sich aus einigen bedeutsamen *«Hm-Hm»* von seiten Goethes und, eine Viertelstunde später, einem Meyerschen Ausruf *«So ist's»* zusammen...

1829 erkrankte Meyer wiederum schwer. Unter Tränen äusserte Goethe zu Soret, dem Erzieher des Erbprinzen, er möchte Meyer nicht überleben... Mögen manche dies als Selbstsucht abqualifizieren, anderseits, dass der schon von seiner Mitwelt zum Olympier hinaufstilisierte, gar angebetete Goethe sich fürchtete, ohne seinen Freund weiterleben zu müssen, ist doch eine so menschliche Regung, dass sie mit dem Quentchen Selbstsucht wohl zu versöhnen vermag.

Goethes Wunsch wurde erfüllt: Er starb am 22. März 1832. Kurze Zeit später erschien, wie ein Vermächtnis, das letzte Heft seiner von ihm

begründeten Zeitschrift «Kunst und Altertum», gezeichnet WKF, Weimarer Kunstfreunde.

Dann äussert sich Meyer zu seiner eigenen Lage, in der einzig würdigen Form eines klassischen Epigramms:

*«Der Stab sank hin, er liegt im Grabe,  
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.»*

Im Juli erkrankte er, worauf ihm Maria Paulowna im Prinzessinnengarten in Jena zur Erholung ein Haus zur Verfügung stellte. Dort befahl ihm wieder sein altes Leiden (Blasenkrämpfe). Nach vielen Schmerzen starb er am 14. Oktober des Jahres\*. Kanzler v. Müller dichtete für ihn ein Trauerlied zur selben Melodie, welche bei der Beisetzung von Herzog Karl August und Goethe erklingen war.

*«Ruhe sanft, in heil'gem Frieden, unsern Besten treugesellt.»*

Sein künstlerischer und schriftstellerischer Nachlass ging gemäss Testament an die Grossherzogliche Bibliothek, sein Vermögen an «Die Armut in Weimar». Man errichtete eine Stiftung zur Pflege kranker Hausarmer.

Das Grabmal des Ehepaares befindet sich an der Friedhofmauer, in Sichtweite der Fürstengruft mit den Särgen von Goethe und Schiller.

---

\* auf der Grabplatte irrtümlich 19. Okt.

DEN WOHLTHAETERN

AMALIA MEYER geb. v. KOPPFELS

KAM ZUR WELT XIV. JAN. MDCCLXXI  
ST. XXI. APR. MDCCCXXV.

REIN WAR IHR HERZ,  
DER WANDEL OHNE KRÜMME

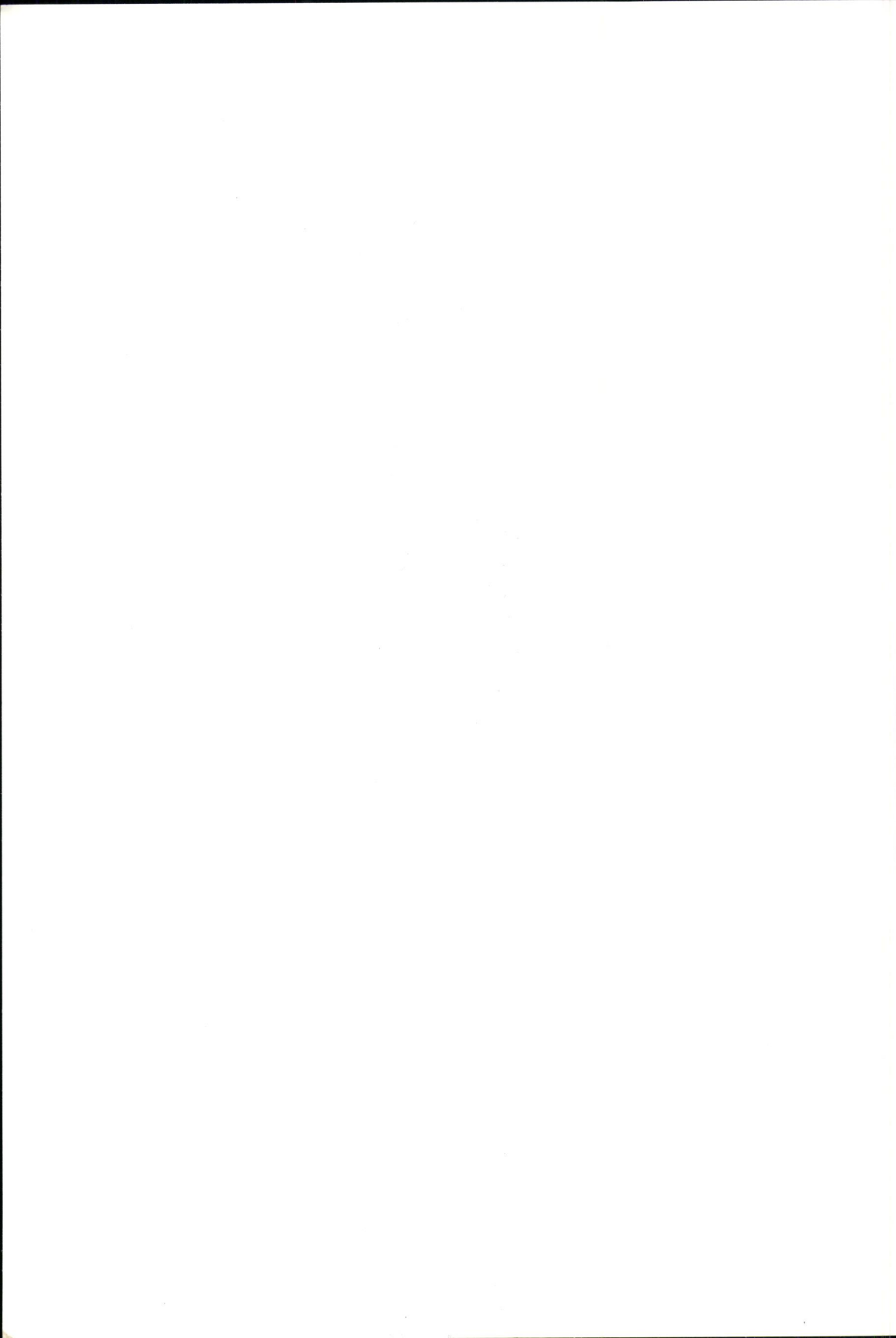
JOH. HEINRICH MEYER

DIRECTOR DER ZEICHNEN AKADEMIE ZU WEIMAR  
UND GROSSHERZOGL. SÄCHS. HOFRATH  
GEB. ZU STAEFA AM ZVERICHER SEE AM XVI. MRZ. MDCCLX.  
GEST. ZU JENA AM XIX. OCTBR. MDCCCXXXII.

DAS DANKBARE WEIMAR







## Nachlese – Dank – Abschied

Der schon vor Jahren erfolgte Vorschlag unseres Quästors Fred Haab, in unseren Jahrheften Heinrich Meyers zu gedenken, hat sich, als der Verfasser das Thema anging, mit der Zeit zur Faszination entwickelt, die noch anhält, die Faszination dieser sechsundvierzigjährigen Freundschaft mit Goethe, welche nach dem Tode des einen – hochbetagten – Partners vom Jüngeren nur um Monate überlebt wurde.

Man mag sich fragen, ob der Begriff der Freundschaft für ihr Verhältnis überhaupt ausreicht. Jedenfalls kann die abgeklärte Philosophie der Freundschaft, welche *Cicero* – souverän formuliert – seinem *Laelius* in den Mund legt, nicht genügen («De amicitia»). Auch *Michel de Montaignes* Schilderung der beglückenden Wechselbeziehungen zwischen ihm und seinem leider früh vollendeten Freund, beseelt von einer Innigkeit des Gefühls und Zartheit des Empfindens, dass alle andern Lebensgüter schal erscheinen, wenn die Freundschaft fehlt, dürfte Goethe und Meyer wohl über manche Strecke entsprechen, aber nie ausreichen (Essais, «De l'amitié»).

Von den beiden Betroffenen selbst ist nicht viel Aufklärung zu erwarten. Ihre Herzenseinigkeit genügte ihnen und empfand kein Bedürfnis, sich ändern zu öffnen.

Gesteht man indes zu, dass es beiden geschenkt war, ein Leben lang ihre Natur zu leben, dass Meyer jeglichem Versuch, ihn aus seinen Kreisen zu ziehen, blanke Verständnislosigkeit entgegengesetzte und dafür von Goethe belobigt wurde, dass Goethe seinerseits in der «Metamorphose der Pflanzen» ein Naturgesetz aufstellte, dem er sich – *mutatis mutandis* – selbst unterworfen erachtete, dann erscheint es zulässig, für ihr Verhältnis eine Anleihe bei der Naturwissenschaft zu machen und es in die Nähe einer geistigen *Symbiose* zu rücken. Diese schlosse nebst der natürlichen Freundschaft die Lebensdauer und als deren natürliches Ende den Tod mit ein.

Es leuchtet ein, dass eine eingehende Beschäftigung mit Heinrich Meyer, dem Wahl-Weimaraner, einen Augenschein vor Ort erforderte. Diesen nahmen Initiant und Verfasser letzten November vor. Es war ein Erlebnis, vielleicht bietet sich einmal Gelegenheit, darüber zu berichten. Für den Verfasser das Wichtigste war der Kontakt mit den staatlichen Sammlungen, denn es fehlten ihm noch in Zürich nicht greifbare Texte (Holtzhauer) und qualitativ befriedigende Bilder (Aldobr. Hochzeit, Luise Fries). Überall, in der Zentralbibliothek, in der Fotothek, im Grafischen Kabinett, traf der Schreibende auf Verständnis und aktive



Hilfe, welche sich über Monate hinweg bewährte, bis alle Wünsche erfüllt waren. Es ist ihm begreiflicherweise ein Anliegen, dafür herzlich zu danken. – Auch unser Hausfotograf, Ueli Gantner, scheute keine Mühe, seinem alten Sekundarlehrer für sein letztes Ritterhausheft noch fachmännische Dienste zu leisten. Wertvolle Hinweise verdanke ich Rudolf Stückelberger und meinem verehrten Nachbarn Prof. K. U. Kramer, das köstliche Zitat Boettiger, p. 19, Fr. S. Haab. Herzlichen Dank!

Der Dank des scheidenden Redaktors gilt auch, und vor allen, der Ritterhausvereinigung. Hat sie ihn auch in den dreissig Jahren seiner Tätigkeit als Aktuar, Präsident und «dauerhaften» Redaktor ungezählte Tage und Stunden beschäftigt, oft in Atem gehalten, so ist er durch sie zu Aufgaben und Einsichten gekommen, die ihm sonst versagt geblieben wären. Im Bereich der *vita attiva* war das Herausholen der Deckenbalken von 1492 aus dem Viktoria & Albert Museum der dramatische Höhepunkt, im Bereich der *vita contemplativa* war es die vorliegende Arbeit über unsern Heinrich Meyer, Goethes besten und treuesten Freund. A. E.

### Literaturnachweis

- J. Winckelmann – Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst – Leipzig 1755  
Goethes Briefwechsel mit Hch. Meyer – Goethesellschaft, Jahrbücher 1917/19/22 mit Registerband  
Fr. Schiller, Meyer et al. – «Horen»  
Goethe, Meyer et al. – «Propyläen»  
Goethe, Meyer & Wolf – Winckelmann und sein Jahrhundert  
Goethe, Meyer et al. – Kunst und Altertum – Zeitschrift 1816–32  
Hch. Meyer / H. Holtzhauer – Geschichte der Kunst von den Griechen bis 1800 – 60. Bd. der Goethe Ges. – Weimar 1974  
Hch. Meyer – Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen – Weimar 1823–34  
Goethe – Werke – Sanssouci-Ausgabe – Müller & Kiepenheuer Potsdam  
Schiller – Goethe Briefwechsel 1794–96 – Deutsche Bibl. Berlin  
Goethes Briefe aus der 2. Hälfte seines Lebens – Langewiesche 1924  
Goethes Gespräche mit Eckermann – Artemis 1948  
E. Howald – Winckelmann und Goethe – Rentsch 1943  
Holtzhauer Helmut – Die Weimarerischen Kunstfreunde – Festvortrag 1967

Holtzhauer Helmut -- Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert --  
Weimar 1967  
Schillers säm. Werke -- Leipzig 1910

\* \* \*

Das Leben des Hofraths Heinrich Meyer von Zürich -- Neujahrsblatt  
1852 der Künstlergesellschaft Zürich  
W. Pfeiffer-Bolli, Goethes Kunschtmeyer und seine Welt -- Artemis,  
Zürich 1959  
H. Pfaff -- Heinrich Meyer, Goethes Freund -- «Zürichsee-Zeitung»  
28.8.1970  
F. Brahn -- Goethe, der Kunscht-Meyer und Stäfa -- «Zürichsee-Zeitung»  
28.8.1970  
C. Kahn-Wallerstein -- Hans Heinrich Meyer -- «Tat» 28.3.1975  
K. Guggenheim -- Der labyrinthische Spazierweg -- «Zürichsee-Zeitung»  
25.8.1975  
H. Haab -- Joh. Hch. Meyer, Goethes Freund aus Stäfa -- «Zürichsee-  
Zeitung» 9.10.1982  
L. Geist -- Tagebuch einer Reise durch die Schweiz -- Th. Gut, Stäfa 1982  
J. Bodmer -- Chronik der Gemeinde Stäfa -- Stäfa 1894  
K. Dändliker -- Geschichte des Kantons Zürich -- Zürich 1912  
Hs. Frey et al. -- Stäfa -- Lesegesellschaft Stäfa 1968  
H. Gattiker -- Goethe in der oberen Zürichseeegend -- Rascher 1933  
H. Gattiker -- Ein schweizerisches Dorf vor hundert Jahren in Goethes  
Aufzeichnungen und Werk -- «Die Garbe», 17. Jg., 16/7/8/1932  
H. Gattiker -- Stäfa in Goethes Aufzeichnung und Werk -- «Zürichsee-  
Zeitung» 1944  
A. Egli -- Goethe verlässt Stäfa -- «Zürichsee-Zeitung» 21.10.1972  
B. Schnyder-Seidel -- Goethes letzte Schweizerreise -- Insel TB 1980

\* \* \*

F. Cohn -- Goethe als Botaniker -- «Die Pflanze» -- Breslau 1896  
H. Pranz -- Goethes Mutter, mit Briefen -- Bruckmann, München 1949  
W. Parth -- Goethes Christiane -- Kindler, München 1980  
Th. Mann -- Lotte in Weimar -- Insel  
Th. Gut -- Wintertage in Weimar -- «Zürichsee-Zeitung» 19.3.1987  
W.H. Wackenroder -- Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klo-  
sterbruders -- 1797  
G. de Staël -- De l'Allemagne -- London 1812

# Jahresrechnung 1988

## A. VEREINSRECHNUNG

(vom 1. März 1988 bis 28. Februar 1989)

### Einnahmen

#### A. Allgemeines

Zinsen angelegter Gelder . . . . .		3 220.55	
Beiträge öffentlicher Güter:			
Gemeinde Stäfa . . . . .		500.—	
Mitgliederbeiträge:			
Lebenslängliche Mitgliedschaft . . . . .		1 800.—	
Ordentliche Jahresbeiträge. . . . .		16 090.—	
Geschenke und Zuwendungen:			
Bank Leu AG, Stäfa . . . . .	200.—		
Dory H. Habegger, Ürikon . . . . .	200.—		
Otto Frey, Stäfa . . . . .	<u>200.—</u>	600.—	
Verkauf von Jahrheften, Karten usw.. . . . .		<u>644.10</u>	22 854.65
B. Liegenschaften			
Mietzins Ritterhaus . . . . .		10 000.—	
Mietzinse Burgstall . . . . .		34 320.—	
Mietzins Kapelle:			
Ref. Kirchengemeinde . . . . .	1 500.—		
Röm.-kath. Kirchengemeinde . . . . .	750.—		
Aus Betriebsrechnung . . . . .	<u>2 500.—</u>	<u>4 750.—</u>	<u>49 070.—</u>
Total Einnahmen . . . . .			<u>71 924.65</u>



## Ausgaben

### A. Allgemeines

Verwaltungsausgaben . . . . .	—,—	
Jahresberichte . . . . .	11 252.45	
Diverse Auslagen und Drucksachen . . . . .	<u>5 783.20</u>	17 035.65

### B. Liegenschaften

Hypothekarzinsen . . . . .	9 845.90	
Zins Kapellenfonds . . . . .	<u>878.—</u>	10 723.90
Unterhalt Liegenschaften		
Burgstall . . . . .	17 640.60	
Ritterhaus und Kapelle . . . . .	<u>15 117.—</u>	32 757.60
Beleuchtung und Heizung . . . . .	862.85	
Gebühren, Abgaben, Versicherungen . . . . .	1 609.30	
Unterhalt Brandmeldeanlage . . . . .	1 066.10	
Unterhalt Liegenschaft «Blumenhalde» . . . . .	<u>3 049.20</u>	<u>50 068.95</u>
Total Ausgaben . . . . .		<u>67 104.60</u>

## Abrechnung

Total Einnahmen . . . . .	71 924.65
Total Ausgaben . . . . .	<u>67 104.60</u>
Zwischenstand . . . . .	4 820.05
Einlage in Renovationsfonds . . . . .	<u>4 800.—</u>
Mehreinnahmen 1988/89 . . . . .	<u>20.05</u>

## Bilanz per 28. Februar 1989

### Aktiven

Kontokorrent Sparkasse Stäfa . . . . .	120 268.50	
Sparheft Bank Leu AG, Stäfa . . . . .	7 023.—	
Postcheckkonto . . . . .	<u>1 228.25</u>	128 519.75
Diverse Guthaben . . . . .		1 127.15
Liegenschaften* . . . . .		260 000.—
Mobiliar . . . . .		<u>1.—</u>
Total Aktiven . . . . .		<u>389 647.90</u>

### Passiven

Hypotheken . . . . .		260 000.—
Rückstellung für Renovationen		
Saldo 1987/88 . . . . .	57 950.—	
Einlage aus Betriebsrechnung . . . . .	12 000.—	
Einlage aus Vereinsrechnung . . . . .	<u>4 800.—</u>	74 750.—
Rückstellung Rechnungen . . . . .		5 614.05
Kapellenfonds: Schuld inkl. 4% Zins . . . . .		22 823.85
Reinvermögen . . . . .		<u>26 460.—</u>
Total Passiven . . . . .		<u>389 647.90</u>

### Ausweis

Vermögen am 1. März 1988 . . . . .	26 439.95	
Mehreinnahmen Jahresrechnung . . . . .	<u>20.05</u>	
Reinvermögen am 28. Februar 1989 . . . . .		<u>26 460.—</u>

\* Assekuranzwert der Liegenschaften (unrealisierbare Aktiven) Fr. 3 476 900.—.

## Kapellenfonds

Vermögen am 1. März 1988. . . . .		21 123.30	
Spenden bei Privatanlässen (Hochzeiten) . . . . .		1 225.—	
Orgelbenützung . . . . .		180.—	
Zinsgutschrift 4% . . . . .		<u>878.—</u>	
Zwischenstand . . . . .			23 406.30
Aufwendungen:			
Stimmung Orgel . . . . .	156.25		
Revision Läutvorrichtung . . . . .	214.—		
Prämienanteil Gebäudeversicherung . . . . .	<u>212.20</u>	<u>582.45</u>	
Vermögen am 28. Februar 1989. . . . .			<u>22 823.85</u>

Üriikon, 6. März 1989

Der Quästor: *Fred Haab*

---

## Bericht der Kontrollstelle

an die Generalversammlung der Mitglieder der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

Sehr geehrter Herr Präsident  
Sehr geehrte Damen und Herren

In Ausübung des uns von der Generalversammlung erteilten Auftrages haben wir die vorliegenden Jahresrechnungen 1987 (Vereinsrechnung, Betriebsrechnung und Rechnung über den Kapellenfonds) der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa geprüft.

Wir stellen fest, dass die Bilanzen und die Gewinn- und Verlustrechnungen aus den ordnungsgemäss geführten Büchern hervorgehen. Die Postcheck- und Bankguthaben wurden durch entsprechende Saldobestätigungen ausgewiesen.

Aufgrund der Ergebnisse unserer Prüfungen beantragen wir, die vorliegenden Jahresrechnungen zu genehmigen und den verantwortlichen Organen für ihre gewissenhafte Geschäftsführung Entlastung zu erteilen.

Üriikon, 20. April 1989

Die Revisoren: *Hans Hasler, Arnold R. Pünter*



## B. BETRIEBSRECHNUNG RITTERHAUS UND KAPELLE

### *Einnahmen*

Ritterhaus . . . . .	46 551.10	
Kapelle (inkl. Gottesdienste 2500.-) . . . . .	14 530.—	
Bankzinsen . . . . .	352.70	
Total Einnahmen 1988 . . . . .	<u>61 433.80</u>	

### *Ausgaben*

Ordentliche Betriebsausgaben . . . . .	29 414.35	
Reparaturen und Unterhalt. . . . .	2 304.—	
Neuanschaffungen. . . . .	<u>3 273.—</u>	34 991.35
Abgaben an Vereinsrechnung		
Miete Ritterhaus . . . . .	10 000.—	
Miete Kapelle. . . . .	<u>4 750.—</u>	14 750.—
Total Ausgaben 1988 . . . . .		<u>49 741.35</u>

### *Abrechnung*

Total Einnahmen . . . . .	61 433.80
Total Ausgaben . . . . .	<u>49 741.35</u>
Betriebsüberschuss 1988 . . . . .	<u>11 692.45</u>

## Bilanz per 31. Dezember 1988

### *Aktiven*

Postcheckkonto 87-3302, Guthaben . . . . .	3 696.75
Bankkonto ZKB Stäfa, Guthaben . . . . .	697.—
Bankkonto Sparkasse Stäfa, Guthaben . . . . .	2 199.75
Diverse Guthaben . . . . .	1 115.85

### *Passiven*

Betriebsvermögen per 31. Dezember 1988 . . . . .	<u>7 709.35</u>	<u>7 709.35</u>
	<u>7 709.35</u>	<u>7 709.35</u>

## Ausweis

Betriebsvermögen per 31. Dezember 1987 . . . . .	8 016.90
Betriebsüberschuss 1988 . . . . .	11 692.45
Überweisung an Renovationsfonds der Ritterhaus-Vereinigung	12 000.—
Betriebsvermögen per 31. Dezember 1988 . . . . .	<u>7 709.35</u>
	<u>19 709.35</u>
	<u>19 709.35</u>

Stäfa, 14. Januar 1989

Die Rechnungsführerin: *M. Bernauer*

## Verzeichnis der Neumitglieder seit Ausgabe des Jahrbuches 1987

Frau Lotti Bonomo	Herr und Frau René und Marianne Barraud
Herr und Frau B. Brivio	Herr Walter Blaettler
Herr und Frau Frieder und Katrin Furler	Herr Dieter Bloch
Herr und Frau W. Föllmi	Herr und Frau Holger und Verena Ferner
Herr und Frau Jürg und Rosemarie Gysi	Herr und Frau Hans und Nelly Fuchs
Frau Ursula Linsi (L)	Frau J. Gantner
Herr Walter Linsi (L)	Herr Peter Gessler
Herr und Frau Dr. J. Lipton	Herr Walter Günthard
Herr August Loepfe (L)	Herr und Frau Martin und Doris Jetter
Herr Erich Lüthy	Frau Klärli Kläy
Herr und Frau Gerold und Rita Meier	Frau Christine Lang
Herr und Frau B. und J. Pfund	Herr Ueli Lott
Herr und Frau Andreas und Esther Rahn	Herr Erich Meier
Frau Ursula Roshard	Herr Dr. Christoph Mörgeli
Herr und Frau Werner und	Herr und Frau Rainer und Barbara Moser
Edith Rutishauser	Herr und Frau Dr. U. Peyer
Herr Dr. Peter Schuster	Herr und Frau René und Regula Portmann
Herr und Frau Karl und Margrit Ulrich	Herr und Frau Karl und Ruth Rahm
Herr und Frau Fritz und Verena Vogelmann	Herr Georg Richard Schatz
Frau Dolores Wirz	Herr und Frau Ernst und Eva Schneider
Herr Urs Zambonin	Herr und Frau Rudolf und Maya Schnyder
	Herr und Frau Lothar und Renate Steck
	Herr und Frau Hans und Madeleine Strub
	Frau Susanne Trchsel
	Herr und Frau Markus und Verena Vogel
	Herr und Frau René und Ruth von Holzen
	Herr und Frau David und Petra Wälti
	Herr und Frau Markus und Marlies Weibel
	Herr Edwin Zambonin

*alle Stüfa*

Herr Heinrich Bachmann, Zürich (L)  
Frau Barbara Krieg, Hombrechtikon

L = lebenslängliche Mitgliedschaft

*alle Ürikon*

## Mitgliederbewegung

Stand Ende April 1989

Bestand laut Jahrbuch 1987 . . . . .		916
Eintritte (davon 4 lebenslänglich) . . . . .	+ 78	
Austritte . . . . .	- 24	
Todesfälle . . . . .	- 9	
Heutiger Mitgliederbestand . . . . .	- 34	+ 44
		<u>960</u>
Lebenslängliche Mitgliedschaft (gem. § 4 der Statuten) . . . . .		234
Übrige Mitglieder . . . . .		<u>726</u>
Total wie oben . . . . .		<u>960</u>